This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07572617 8

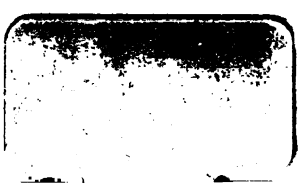
751

Presented by

T. L. Hansen, 25 Sept. 1905

to the

New York Public Library

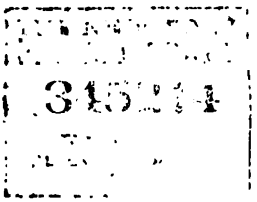


NFY
Henricus

Gedichte

von

Henricus vom See.


315[illegible]4

Entered according to Act of Congress in the year 1866,
by
WILLIAM DILG,
in the Clerk's Office of the District Court of the United States
in and for the District of the State of Wisconsin.

Buchdruckerei von Banner und Volksfreund in Milwaukie.

Inhalt.

Seite

Den Deutſchen in Amerika XI

Vermiſchte Gedichte.

Meine Lieder 3

Das Leben 4

Der Wanderer 5

Lenz und Liebe 7

Käthchen 8

Johannes Caldar 9

Die Chriſtnacht 11

Die feine, große Welt 14

Ha-tu-e-i 15

Ein Abend 16

Am 25. März 1863 17

Ghaſel 17

Das Grab an der Weide 18

Drei Gräber. I—III 19

Ein Epitaphium 21

Lied 23

Traum 24

Am Biertiſch 25

Das Dichtergrab am Rhein 26

Der Stiefel voll Wein 27

O ſelig Wandern früh am Tag! 29

Seite

Maien-Gruß 30

In Mainz 30

Die letzte Saat 31

Lied des Exilirten 34

Leb' wohl, mein Vaterland! I—III 35

Polens Spartaner 37

Und vor der Schlacht gerade, Mutter! 38

Mutter und Sohn. I—II 39

Gedanken bei der Arbeit. I—VII 41

Napoleon 44

Garibaldi 45

Auf der Reise. I—III 47

Ein Sommernachts-Traum 49

Der Prairie-Brand 56

Nachruf an Fräulein K. M. I—III 57

Käthchen. Lieder. I—XIV 58

Ei, wie wär's möglich dann! I—III 64

Zu spät! 65

Der Regenschirm 68

Der Seminolen-Häuptling 74

Der Feen-See. I—XXIV 76

Die sieben Meer-Minnen. I—III 91

Per Dampf. I—IV 97

Man kennt euch 105

E Pluribus Unum! I—III 106

Unsere Flagge. I—II 108

Lieder ohne Titel.

Von 1 bis 62 111

Seite

Indianer-Sagen.

Das weiße Canoe 141
Der Letzte seines Stammes 144
Der Teufels-See 149
Des Frühlings Wiederkehr 151
Schenanska 159
Minnehaha 161
Winona. I—II 165
Der Manitu-Fels. I—VI 169
Die Theilung 183
Unktahee. I—II 186
Menni-boschou's Floß 190

Anhang.

Fair Bingen on the Rhine 195
The Star Spangled Banner 197
Six Hundred Thousand More 198
Love and Friendship 199
When I am Rich 199
The Negro in the Dismal Swamp 201
Day-Break 202
A Rainy Day 203
John Anderson 203
John Barleycorn 204
Cleon and I 206
Distichen. 1—8 207
Nachruf an meinen Bruder Louis. I—III 209
Die Indianer-Schlucht 210

Seite

Der Skeptiker 211

An meinen J. A. H. zum Geburtstag 214

Meinem Freunde G. R. 215

An Karl Heinzen 215

Ode an Schiller 216

Deutsch-Amerikanisches Volks-Lied 217

Des Mädchens Klage 219

Des Königs Traum 221

Fragment 224

Im Frühling 225

Maid und Waldvögelein 225

Die Blümlein, ja die Blümlein 226

Der alte Todtengräber 227

Der Einsiedler 227

Rendezvous im Walde 229

Mond-Nacht 229

Feier-Abend 230

Das Mississippi-Grab 231

Marco Bozzarri 233

Thyon und Kerker. I—II 236

Zweisylbige Charade 237

Den Deutschen in Amerika.

Stehst du zum deutschen Sänger-Orden,
Denk' nicht an Lohn und Lorbeer-Kron'!
Mosen.

War's euch zu eng im Vaterlande?
Trieb aus der Heimath euch die Noth?
Entflohet ihr der Knechtschaft Bande,
Der Willkür-Herrschaft Machtgebot?
Saht ihr euch um des Daseins Glück betrogen
In euren Marken, daß ihr fortgezogen
Fern über's Meer?

Wohlan, hier seid ihr keine Knechte,
Trübt euch das Leben keine Noth;
Das Land ist groß und gleiche Rechte
Hat es für Jeglichen und Brod —
So herrschet Glück und Wohlstand allerwegen,
Doch in der Arbeit blüht des Landes Segen
Im reichsten Maß.

Noch mancher Wald ist abzuhauen,
Der üpp'ges Ackerfeld bedeckt,
Noch manche Prairie zu bebauen,
Die öd' sich grenzenlos erstreckt,
Noch gibt es manche namenlose Plätze,
Wo unerschöpflich birgt des Reichthums Schätze
Der Erde Schooß.

Drum ſollt ihr immer mehr entfalten
Den deutſchen Fleiß, der nicht erſchlafft —
Will ſchwer auch oft der Anfang halten,
Der Freiheit Geiſt gibt Muth und Kraft.
Der Freiheit Geiſt — von keiner Macht gezügelt
Zieht rauſchend er von Meer zu Meer beflügelt
Durch's weite Land.

Ha, Geiſt der Freiheit! Treu gewogen
Bleibt dir ein echtes deutſches Herz —
Haſt manches über's Meer gezogen
Und heilteſt ſeiner Wunden Schmerz —
Haſt manches in den großen Kampf getrieben,
Wo es für deiner Sache Recht geblieben
Im Schlacht-Gewühl.

Doch nun des Landes Schmach erlegen,
Des großen Makels Feſſel fiel,
Nun wird euch ganz zum Heil und Segen
Der Freiheit mächtiges Aſyl —
Könnt hoch des deutſchen Geiſtes Leuchte halten,
Könnt deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft entfalten
Im weiten Land.

Und ferne mag die Zeit nicht liegen,
Daß deutſcher Sitten Saat gedeiht,
Deutſchen Verſtands Ideen ſiegen
Ueber Verblendung weit und breit —
Schon hör' ich fern die deutſche Zunge klingen
Und allenthalben deutſche Lieder ſingen
Im weiten Land.

Vermischte Gedichte.

Was und wieviel ich auch habe gesungen, 's ist Alles Naturguß,
Denn an der Drehbank zuerst hat mich die Muse begrüßt.

Meine Lieder.

Die Lieder mein
Sind wilde Blümelein,
Sie blühen tief im Walde
So einsam und allein;
Natur, die Himmels-Königin,
Pflegt sie in ihrem milden Sinn
Im grünen Aufenthalte.
Die Lieder mein
Sind wilde Blümelein
Im Walde.

Die Lieder mein
Sind freie Vögelein,
Die sich im grünen Walde
Des Lebens munter freu'n.
Sie singen laut und ungestört,
Wenn ihr Gesang auch Niemand hört,
Im grünen Aufenthalte.
Die Lieder mein
Sind munt're Vögelein
Im Walde.

Die Lieder mein
Sind Bächlein, klar und rein,
Sie rauschen tief im Walde
Stets gleich Tag aus Tag ein —
Und hören sie zu rauschen auf,
Dann ist zu End' mein Lebenslauf,
Das letzte Lied verhallte.
Die Lieder mein
Sind Bächlein, klar und rein,
Im Walde.

Das Leben.

„Was ist das Leben?“ fragst du mich,
Siehst du die Wellen flieh'n
Der raschen Quelle — merkst es kaum,
Und schon sind sie dahin!

„Was ist das Leben?“ fragst du mich,
Siehst du am Himmel glüh'n
Den Regenbogen — schaust ihn kaum,
Und schon ist er dahin!

„Was ist das Leben?“ fragst du mich,
Siehst du die Blümlein blüh'n —
Du freust dich ihres Duftes kaum,
Und schon sind sie dahin!

„Was ist das Leben?“ fragst du mich —
Ein Flieh'n, Verweh'n, Verblüh'n,
So rasch, so rasch, du ahnst es kaum,
Und schon ist es dahin!

Der Wanderer.

Mir war so wohl, so wehe,
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Als ich nach langem Wandern
Die Heimath wieder sah.

Vom herbstlich klaren Himmel
Schien warm die Sonne herab,
Da schritt ich vom hohen Berge
In's freundliche Thal hinab.

Im Sonntagsputze sah ich
Viel' Leute zur Kirche zieh'n —
Ich weiß nicht, wie es gekommen,
Es zog mich selber hin.

Und als ich durch die Pforte
Trat in den Bogengang,
Verhallte zitternd leise
Vom Chore der Orgelklang.

Und Stille herrscht' — Ich blickte
Mich um in dem weiten Raum,
Und sah zur Wirklichkeit werden
Der Ahnung schweren Traum.

Der Priester harrte schweigend
Am festlich geschmückten Altar,
Und Arm in Arm trat schüchtern
Vor ihn ein bräutlich Paar.

Was soll ich länger schweigen,
Ich hatte die Maid erkannt,
Die falsch und treulos gegeben
Dem reichen Freier die Hand;

Das Leben.

„Was ist das Leben?“ fragst du mich,
Siehst du die Wellen flieh'n
Der raschen Quelle — merkst es kaum,
Und schon sind sie dahin!

„Was ist das Leben?“ fragst du mich,
Siehst du am Himmel glüh'n
Den Regenbogen — schaust ihn kaum,
Und schon ist er dahin!

„Was ist das Leben?“ fragst du mich,
Siehst du die Blümlein blüh'n —
Du freust dich ihres Duftes kaum,
Und schon sind sie dahin!

„Was ist das Leben?“ fragst du mich —
Ein Flieh'n, Verweh'n, Verblüh'n,
So rasch, so rasch, du ahnst es kaum,
Und schon ist es dahin!

Der Wanderer.

Mir war so wohl, so wehe,
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Als ich nach langem Wandern
Die Heimath wieder sah.

Vom herbstlich klaren Himmel
Schien warm die Sonne herab,
Da schritt ich vom hohen Berge
In's freundliche Thal hinab.

Im Sonntagsputze sah ich
Viel' Leute zur Kirche zieh'n —
Ich weiß nicht, wie es gekommen,
Es zog mich selber hin.

Und als ich durch die Pforte
Trat in den Bogengang,
Verhallte zitternd leise
Vom Chore der Orgelklang.

Und Stille herrscht' — Ich blickte
Mich um in dem weiten Raum,
Und sah zur Wirklichkeit werden
Der Ahnung schweren Traum.

Der Priester harrte schweigend
Am festlich geschmückten Altar,
Und Arm in Arm trat schüchtern
Vor ihn ein bräutlich Paar.

Was soll ich länger schweigen,
Ich hatte die Maid erkannt,
Die falsch und treulos gegeben
Dem reichen Freier die Hand;

Die alle Bande zerriſſen,
Die liebend umſtrickten mein Herz,
Die mich gefühllos verſtoßen
Zu ewigem Leid und Schmerz;

Die mich getäuſcht und belogen,
Daß ich ihr theuer ſei,
Die mir aus der Seele geriſſen
Den Glauben an Lieb' und Treu';

Die mich vergaß und des Schwures,
Des heiligen, nicht gedacht,
Die mich um den reichen Buhlen
So arm und ſo elend gemacht.

Ich hätte wohl weinen mögen,
Doch war zu voll das Herz,
Ich hätte wohl klagen mögen,
Doch war zu bitter der Schmerz!

Und in trübe Gedanken verſunken
Verließ ich das Gotteshaus,
Und eilte geflügelten Schrittes
Auf den einſamen Kirchhof hinaus.

Dort hab' ich mich ausgeweinet
Auf meiner Eltern Grab,
Und griff dann, für immer ſcheidend,
Auf's Neue zum Wanderſtab.

Bin troſtlos ſeitdem gezogen
In der weiten Welt umher,
Sah fremde Länder und Völker,
Fuhr über das wogende Meer!

In den tollen Strudel der Freude
Hab' ich mich oft geſtürzt,
Und habe manch' bittere Stunde
Des Lebens mir ſo verkürzt!

Doch wo ich auch immer mag wandern,
Stets denk' ich an Jene zurück,
Die mich so schnöde betrogen
Um's ganze Lebensglück!

Die Zeit kann nimmer heilen
Die tiefe Wunde zu,
Die sie mir in's Herz geschlagen —
Im Grab' erst find' ich Ruh'!

Lenz und Liebe.

Die Blümelein,
Die einsam sprießen
Im grünen Hain,
Laßt sie genießen
Des Lebens Freud'
Zur Blüthenzeit.

Und da, wo Zwei
Sich heimlich lieben,
Zieht nicht vorbei,
Sie zu betrüben —
Stört nicht ihr Glück
Durch Wort und Blick.

Denn einmal nur
Die Blümlein blühen,
Und einmal nur
Kann Liebe glühen —
Schnell zieht vorbei
Des Lebens Mai!

Käthchen.

An des Bächleins grünem Strand
Sah ich knieen Käthchen,
Waſſer trank's aus hohler Hand,
Dieſes liebe Mädchen.

Ach! ſo unſchuldsvoll, ſo rein
Beugte ſie ihr Köpfchen
Ueber's Bächlein, daß hinein
Hingen ihre Zöpfchen.

Leiſe kniet' ich, doch voll Muth,
Mich an ihre Seite,
Trank mit ihr aus klarer Flut,
Innerlich voll Freude.

Sagte dann, von Lieb erhöht,
Leis, mit Zittern, Beben:
„Käthchen, es ſingt der Poet:
Bächlein gleicht dem Leben!

„Laß uns d'rum am Lebensquell
Stets zuſammen trinken!"
Da in ihren Aeuglein hell
Sah ich Thränen blinken.

Manches Jahr floß hin geſchwind
Wie des Bächleins Welle,
Doch ich trink' noch mit dem Kind
Aus des Lebens Quelle.

Johannes Caldar.

Dort, wo durch Felsenschluchten der Rhein sich brausend drängt
Und die Lawine drohend ihr Haupt herniederhängt,
Dort, wo auf ew'gen Gletschern das Abendroth verglüht,
Wenn schon auf dunklen Flügeln durch's Thal die Dämm'rung zieht,

Dort steht auf einem Felsen ein altersgrau Gestein,
Das sieht mit düst'rem Blicke in's Schamser Thal hinein —
Ein Landvogt hat gewohnet darin vor langer Zeit,
Der war gar sehr gefürchtet, als Wüthrich, weit und breit.

Aus seinen Augen blitzte des Zornes Feuerglut,
Und seine Stirn durchfurchten die Wolken finstrer Wuth;
Nicht einem edlen Zuge gab Raum sein kaltes Herz,
Für jed' Gefühl erstorben, war's hart wie Stein und Erz.

Nicht war die Ehr' ihm theuer, nicht Recht, noch Gastfreundschaft,
Nein, ein Tyrann, verlieh er durch Macht dem Willen Kraft;
Die heiligsten Gesetze verhöhnt' so offen er,
Daß er, ein Fluch, gelastet auf Rhätiens Gauen schwer.

Jedoch als seine Schergen dereinst zur Erntezeit
Die fetten Heerden trieben zur Burg von grüner Weid',
Und in dem weiten Thale nach teufelischem Rath
Unmenschlich roh verheerten der Fluren reife Saat,

Da war in Johann Caldar die Racheflamm' erwacht,
Die lange schon, ein Fünkchen, in seiner Brust entfacht,
Und muthig und entschlossen, ein wackrer Patriot,
Schlug er auf off'nem Felde der Schergen Führer todt.

Jedoch als diese Kunde vernommen der Tyrann,
Auf Rache und Verderben und Tod er finster sann,
Und mächtig hingerissen von Leidenschaft und Wuth,
Trank schon sein Auge gierig Johannes Caldar's Blut.

Und er befahl zu ſatteln ſein allerſchnellſtes Roß,
Doch wolle er alleine verlaſſen dieſes Schloß,
Alleine woll' er tauchen in Caldar's Herz ſein Schwert,
Allein an Dem ſich rächen, der ſich ſo kühn empört.

Und hu! ſo wild, ſo hurtig ging's fort ſtets im Galopp,
Daß unter'm Huf des Pferdes ein Heer von Funken ſtob —
Und weiter, immer weiter ritt er im Saus und Braus,
Nicht hielt er eher ſtille, als bis vor Caldar's Haus.

Doch Caldar mit den Seinen ſchloß eine bunte Reih'
So eben um 'ne Schüſſel, gefüllt mit heißem Brei,
Als ungeſtüm der Landvogt trat durch die Thüre ein
Und ſpuckte ſtatt des Grußes in das Gefäß hinein.

Da trat in Johann Caldar's Geſicht das Blut zurück,
Mit nerv'ger Fauſt ergriff er den Landvogt im Genick —
So hauet ſeine Klauen der königliche Leu
In der Gazelle Nacken, zieht ſie an ihm vorbei.

„Hier friß den Brei, du Wüthrich, du haſt gewürzt ihn dir,
Friß leer die ganze Schüſſel, das ſtillt die Mordbegier;
Friß zu, Tyrann, du blut'ger, das dämpft die Racheluſt,
Friß immer zu, dies Mittel ſenkt Ruh' dir in die Bruſt!"

So ſprach Johannes Caldar und ſtieß, voll Hohn, dabei
Den Kopf des Landvogts heftig tief in den heißen Brei,
Und immer ſchneller ſtieß er voll Wuth ihn auf und ab,
Bis ihm verſagt' der Athem und er den Geiſt aufgab.

Als ſo gerächt ſich Caldar durch des Tyrannen Tod,
Da ſchwang er hoch die Fahne des Aufruhrs, blutigroth,
Bald war der Fels erſtiegen, die Zwingburg bald zerſtört,
Und Jeder genoß die Freiheit, ſo lange ſchon entbehrt.

Nun iſt in Schutt verfallen der Hallen Herrlichkeit,
Nur eine einz'ge Mauer trotzt noch dem Zahn der Zeit,
Doch Johann Caldar's Name, als Rhätiens Tell bekannt,
Wird feierlich noch heute in Rhätiens Gau'n genannt.

Die Chriſtnacht.

Die Nacht war rauh, die Nacht war kalt,
Die Winde pfiffen und ſchnitten,
Da ging ein Greis, an Jahren alt,
Durch's Thal mit haſtigen Schritten.

Er betete ſtill, er betete ſacht:
„O Himmel, hab' Erbarmen
Und laß in dieſer ſchaurigen Nacht
Ein Obdach finden mich Armen!"

Noch waren die Worte kaum aus dem Mund
Zum Himmel empor geſtiegen,
Sah abwärts in dem Thalesgrund
Ein freundliches Dörfchen er liegen.

Er ging mit freudig-verklärtem Blick
Nach dem Dorf auf betretenem Pfade
Und dankte dem Schöpfer für dieſes Geſchick,
Laut preiſend dabei ſeine Gnade.

Am erſten Hauſe war er kaum,
Als vieler Lichter Schimmer
Ihn anzog; es war ein Tannenbaum
Mit ſeinem bunten Geflimmer.

Er trat an das Fenſter und ſah hinein
Mit freudeſtrahlenden Blicken,
Da jubelten Kinder, groß und klein,
Um den Baum mit lautem Entzücken.

Den Säugling hielt die Mutter empor
Und ließ ihn nach Mancherlei haſchen,
Der Vater holt' Aepfel und Nüſſe hervor
Und füllte den Andren die Taſchen.

Doch neben dem Ofen da saß in Ruh'
Großvater, dem Jedes zu dienen
Bereit war; er sah dem Treiben zu
Der Jugend mit heiteren Mienen.

So war in den stillen Familienkreis
Der heilige Christ gekommen—
Doch vor dem Fenster der müde Greis
Hat Alles dieses vernommen.

Und an vergangene Zeiten zurück
Wehmüthigen Sinnes er dachte,
Da noch der Jugend stilles Glück
Frohlockend entgegen ihm lachte.

Da noch der Kindheit seliger Traum
Ihn liebevoll umfangen
Und das Höchste gewesen ein Tannenbaum
Mit bunten Sachen behangen.

Da noch Geschwister und Eltern um ihn
Gelebt in trautem Vereine,
Da noch die Sonne des Lebens schien
Mit hoffnungsvollem Scheine.

Und wie sich ein Bild an das andere reiht
Im Traum mit großer Schnelle,
Flog an ihm vorbei die Vergangenheit
Und er stand an der Gegenwart Schwelle.

„Was soll ich noch auf der Welt?" sprach er,
„Kein Freund ist mir übrig geblieben—
Mein Lebensnachen wird auf dem Meer
Des Schicksals umher getrieben!

„Ich fühle des Lebens höchste Noth,
Muß betteln wider Willen,
Um mit geschenktem trocknen Brod
Den gierigen Hunger zu stillen!

„Muß rastlos wandern von Ort zu Ort
Und kämpfen mit Kält' und Winden,
Und nahet der Abend, so treibt es mich fort,
Ein schützendes Obdach zu finden!

„Bin alt und schwach und der Jugend Spott
Schon lange bittere Jahre,
Drum gib mir zum heiligen Christ, mein Gott,
Sechs Bretter zu einer Bahre!

„Auf die Ruhe hab' ich mich lange gefreut
Wie meine lieben Genossen,
Die Kinder, zur fröhlichen Weihnachtszeit,
Doch hab' ich sie nie genossen!"

So sprach der Greis und manche Zähr'
Lief heiß ihm über die Wangen —
Er sank zur Erde stets mehr und mehr,
Als wollte der Tod ihn umfangen.

Noch einen Blick warf er in die Höh',
Dann sprangen die irdischen Banden,
Er sank zurück in den tiefen Schnee
Und ist nie wieder erstanden.

Die feine, große Welt.

Das iſt die feine, große Welt,
Wo Ehr' und Recht in Nichts zerfällt,
Wo überſchwänglich hoher Ton
Der Weisheit und Vernunft ſpricht Hohn,
Wo ſchlichter Sitte Brauch verpönt,
Die Tugend offen wird verhöhnt,
Wo Mißgunſt webt der Lüge Netz
Und roher Wille wird Geſetz.

Das iſt die feine, große Welt,
Wo man nichts auf Vertrauen hält,
Wo Selbſtſucht, Falſchheit, Neid regiert,
Intrigue das Scepter führt,
Wo nur am Titel, Reichthum, Stand
Der Werth des Mannes wird erkannt,
Wo kein Verdienſt gilt großer That
Und heimlich brütet der Verrath.

Das iſt die feine, große Welt,
Wo man nicht das Verſprechen hält,
Der Armuth grob die Thüre weist
Und dolce far niente preist,
Wo Arbeit niedrig und gemein
Und man die Kunſt nur hegt zum Schein,
Wo Köpfe hohl und Herzen kalt,
Die Willkür herrſchet mit Gewalt.

Das iſt die feine, große Welt,
Wo man ſich kühn entgegenſtellt
Dem Fortſchritt und der Wiſſenſchaft,
Die Freiheit bannt in enge Haft,
Wo man den leeren Wahn beſchützt,
Der Thorheit Prieſter unterſtützt,
Wo über Alles herrſcht das Geld —
Das iſt die feine, große Welt.

Ha-tu-e-i.

I.

Hatuei hieß der Tapfre, der die bleiche Brut verachtet,
Weil sie mit mordgier'ger Freude nach dem freien Land getrachtet.

Fern von Hispaniola's Küste kam, ein Häuptling, er gezogen,
Steuerte sein schwankend Fahrzeug kühn hin durch des Meeres Wogen.

Und an Cuba's blüh'ndem Strande sehen wir alsbald ihn landen,
Seine Brüder zu erlösen aus des Sklavenjoches Banden.

Nicht die Drohung finstrer Qualen kann das Wort, das mächt'ge, bannen,
Der Empörung Fackel schleudert er entgegen dem Tyrannen.

Und Valesquez, dieser Wüthrich, sieht der Rache Furien wüthen,
Sieht des Aufstands blutigrothe Wolken steigen auf im Süden.

Schuldbewußt erfaßt ihn Schrecken, Furcht und namenloses Bangen,
Und er sendet seine Schergen, Hatuei einzufangen.

Und wie wir in der Geschichte oft von hitzigen Gefechten
Lesen, wo die Gunst des Schicksals unhold wurde dem Gerechten,

So im Kampf sah Hatuei trostlos nahen sein Verhängniß —
Ward verwundet, eingefangen und geworfen in's Gefängniß.

Doch nicht lange soll es währen und sein männliches Erkühnen
Muß er mit den finstren Qualen Spaniens auf dem Holzstoß sühnen.

II.

Prächtig über den Antillen färbt das Frührothh kaum den Himmel
Und nach der Piazza drängt sich bunt des Christenvolks Gewimmel.

Dort, vor dem Palast Valesquez', blutend aus gar vielen Wunden,
Wird auf einem Holzgerüste Hatuei festgebunden.

Und auf dem Balkone harret, fühllos für des Opfers Leiden,
Der Tyrann, um seine Blicke am Autodafe zu weiden.

Praſſelnd bringt man ſchon die Brände, um den Holzſtoß anzuzünden,
Sieh'! da ruft ein dicker Pfaffe: „Herr, vergib ihm ſeine Sünden!

„Rette wenigſtens die Seele, Sohn von einer wilden Horde,
Daß ſie einſtens hoch da oben eingeh' durch des Himmels Pforte!"

Hatuei frug mit Würde: „Gibt es Spanier auch da oben?"
„Nur die Guten," ſprach der Prieſter, „findeſt du im Himmel droben!"

„Von euch taugen nichts die Beſten, ſpare drum auch deine Mühen,
Nimmer möcht' ich in den Himmel deiner Landeskinder ziehen!"

Hatuei ſprach's mit einem Blick voll Hohn und voll des Spottes,
Von ſich weiſend den beleibten Diener des dreifalt'gen Gottes.

Dieſer aber ſchrie erbittert: „Gott, ſo magſt du ihn verdammen!"
Hoch aufloderte das Feuer und verzehrt' den Held in Flammen.

Ein Abend.

Den Gruß des Scheidens lächelt
In's Thal
Der Sonne Strahl,
Und meine Stirn umfächelt
So lind
Der Abendwind.

Des Tages Lärm verhallet,
Herein
Bricht Dämmerſchein,
Und mählig niederwallet
Die Nacht
In düſt'rer Pracht.

Am 25. März 1863.

Und wieder mein Geburtstag heute —
Ein raſches Jahr entſchwand
Und hat in meinem Lebens-Buche
Ein Blättlein umgewandt.

Schon ſechsundzwanzig umgeſchlagen
Im wechſelnden Geſchick —
Vergebens die Erinn'rung blättert
In ihm nach hohem Glück!

Und ach! wer weiß, ob je ein Blättchen
In ihm ſich um mag dreh'n,
Auf welchem Glückes frohe Stunden
Verzeichnet werden ſteh'n?!

Ghaſel.

Nicht ſteh' ich einſam und alleine, Mutter,
So lang' ich dich noch habe, meine Mutter,
So lange noch dein Auge auf mir ruhet,
Das liebevolle, ſeelenreine, Mutter;
So lang' du tröſtend ſtehſt an meiner Seite,
Wenn ich im Unglück bitter weine, Mutter,
So lang' du, wenn ich krank bin, ſprichſt die Worte:
„Sei unbeſorgt, bei dir iſt deine Mutter!"
So lang' noch ungetrübt dein Auge lächelt,
Quält mich der Lebensſorgen keine, Mutter;
So lange du noch wandelſt auf der Erde
In deines Lebens Abendſcheine, Mutter,
Und deine Stimme mich beim Namen rufet,
Steh' ich nicht einſam und alleine, Mutter!

Das Grab an der Weide.

Sei mir gegrüßt, mein trautes Veilchen,
Begleitet von Abendthau!
Du liegst so einsam noch, wie früher,
Im friedlich stillen Thal!

Noch immer grünet dort der Anger
Vor meiner Eltern Haus —
Es tummelt sich auf ihm die Jugend
Herum in Tanz und Braus.

Noch steh'n des alten Schlosses Mauern,
Umrankt von Epheu's Grün,
Noch schlängelt murmelnd sich das Bächlein
Durch's Wiesenfeld dahin.

Die Mühle nur schaut still, verlassen
Hervor aus jenem Hain,
Darin dereinstens hat gewohnet
Die Allerliebste mein.

Und traurig sitz' ich hier und schaue
Wie's Mühlrad träge geht,
Sie aber lieget dort begraben,
Wo jene Weide steht.

Drei Gräber.

I.

Es ſchlägt der Tod gar tiefe Wunden
In's Menſchenherz, hab's oft empfunden —
Manch Weſen, das geliebt ich habe,
Ruht unter'm Moos im kühlen Grabe.

Hier, wo am Strand die Fluten ſchäumen
Des Michigan, liegt unter Bäumen
Ein Blumenhügel, ſanft beſchattet,
Wo meinen Vater ſie beſtattet.

Der Freiheit galt ſein ganzes Streben:
Er hatte Alles hingegeben
Für ſie im lieben Vaterlande,
Das ihn zum Dank dafür verbannte.

Und über's Meer mit ſeinen Lieben
Hat's ihn nach dieſem Strand getrieben,
Wo er an einem trüben Morgen
Die Augen ſchloß nach manchen Sorgen.

II.

Fern in Virginien, fern im Süden,
Dort, wo des Krieges Furien wüthen,
Auf blutgetränktem Boden haben
Sie meinen Bruder jüngſt begraben.

Ein freies, heiteres Gemüthe,
Ein Herz voll Edelmuth und Güte,
Rechtſchaff'nen Sinn zum Höherſtreben,
Das war's, was ihm Natur gegeben.

So zog er hin zum großen Streite
An tapf'rer Kameraden Seite,
Zog hin, mit männlichem Entſagen,
In ſeines Lebens Lenzes-Tagen.

Und in Virginien, fern im Süden,
Wo wild des Krieges Furien wüthen,
Iſt er, ein Held, im Kampf gefallen,
Geliebt, geehrt, beweint von Allen.

III.

Dort, wo am Strand des Rheines Wellen
Sich plätſchernd brechen und zerſchellen,
Wo ſich im grünen Kleid der Reben
Die Berge kühn in's Blau erheben,

Dort in des Grabes dunklem Schooße
Mein Liebchen ruhet unter'm Mooſe;
Kaum daß der Liebe Traum ſie ahnte,
An's End' auch ſchon der Tod ſie mahnte.

O ſchlummere in Ruh' und Frieden —
Zu früh biſt Du dahin geſchieden,
Der Hoffnung Blüthen ſind zerſtoben,
Die wir zum bunten Kranz gewoben.

Doch was ich einſtens Dir verſprochen
Hab' ich bis heute nicht gebrochen —
Es knüpfen ew'ger Liebe Bande
An Dich mich noch im fernen Lande.

Ein Epitaphium.

Die Sonne ſinkt und ſtill wird's in der Runde,
Des Waldes Wipfel glüh'n im Abendſchein,
Ich wandle einſam noch im Kirchhofsgrunde,
Verſunken in Gedanken, ſtill, allein;
Da feſſelt mich vor einem ſtillen Grabe
Des Steines Epigraph, ich bleibe ſteh'n:
„O ruhe ſanft, du lieber, frommer Knabe,
Der du erſt ſiebenmal den Lenz geſeh'n!“

Erſt ſiebenmal?! — Wohl mußteſt früh du ſcheiden
Und ſinken in der Muttererde Schooß —
Ob zu beklagen du, ob zu beneiden,
Daß dich ſo bald ereilt ein ſich'res Loos,
Wer mag entſcheiden?! — Ob des Glückes Sonne
Die Zukunft dir erhellt mit heiterm Licht,
Ob deine Wiege Armuth, Noth, ob Wonne
Und Ueberfluß umgab — ich weiß es nicht!

Das Eine weiß ich nur, daß du entſagen
Haſt müſſen in der Jugend Blüthenzeit,
Da noch des Lebens Ernſt nicht ſeine Fragen
An dich gerichtet kalter Wirklichkeit.
Noch kannteſt du nicht Thatendrang und Sorgen,
Noch ging der Träume Flug nicht himmelwärts,
Nur bis zum nächſten Tag, zum nächſten Morgen
Lieh Hoffnung Flügel deinem jungen Herz.

Noch brannt' nicht Leidenſchaft in deinem Hirne,
Ein kindlich Spiel bot Reiz dir und Genuß,
Noch hatte ſchwere Pflicht nicht deine Stirne
Umwölkt, noch trübt' dein Auge kein Verdruß,
Und haben Wünſche oftmals auch durchzogen
Mit kindlich heißer Sehnſucht deine Bruſt,
Sie waren dennoch wieder raſch verflogen
Im Wechſel ſteter Freuden, ſteter Luſt.

Noch wußtest du von Täuschung nichts zu sagen,
Dir lächelte die Welt nur Freude zu,
Und mochtest du auch manchmal weinen, klagen,
Ein Wort des Trostes brachte dich zur Ruh'.
Noch hatt' am wirren Knäuel nicht gesponnen
Der Skepsis deines Geistes Denkungskraft,
Hast nicht des Räthsels Lösung nachgesonnen,
Die Derer harrt, vom Tod hinweggerafft.

Dir war die Welt ein Tummelplatz der Freuden,
Das Leben voller Lust und Sonnenschein —
Wohl träumtest du, daß so für alle Zeiten,
Stets ewig gleich, dein Dasein sollte sein.
Du kanntest keines andern Glückes Güter
In deiner Unschuld seligem Genuß —
Da stieg zu dir der Todesengel nieder
Und gab dir leise seinen kalten Kuß.

So dachte ich! — Rings um die stillen Hügel
Der abendlich bethauten Kirchhof-Flur
Schlug finstre Nacht schon ihre Rabenflügel,
Indeß erwacht die Sterne im Azur,
Als ich mich heimwärts wandte von dem Grabe,
Oft wiederholend leise noch im Geh'n:
„O ruhe sanft, du lieber, frommer Knabe,
Der du erst siebenmal den Lenz geseh'n!“

Lied.

Wie ſich dem ſanften Abendhauch
Vermählt der würz'ge Duft der Blüthe,
So merklos ſtill und leiſe auch
Schleicht ſich in's Herze und Gemüthe
Die reine, wahre Liebe.

Du ahneſt ihren Zauber kaum,
Doch fühlſt du tief ein heimlich Regen;
Du gehſt umher, als wie im Traum,
Und trägſt in dir den Himmelsſegen
Der ſchmerzlich ſüßen Triebe.

Jedoch ein ſeelenvoller Blick
Läßt dich des Räthſels Löſung finden,
Und Freud' und Leid und Wehmuth, Glück,
Des Dranges wechſelndes Empfinden
Iſt Liebe, reine Liebe.

Und wie zur Flamme ſich entfacht
Des Fünkchens Glut, leicht zu bekämpfen,
So lodert auf mit aller Macht
Zur mächt'gen Flamme, nicht zu dämpfen,
Im Herzen dein die Liebe.

Und findet ſich das Herz zum Herz,
War Täuſchung nicht das ſüße Hoffen,
Dann flieht dich Wehmuth, Leid und Schmerz,
Dein Auge ſieht den Himmel offen
Voll Seligkeit und Liebe.

Traum.

Mir träumte einſt, als ſtünde ich
Vor einem großen Walde
Voll mächt'ger Rieſen-Eichen,
In dem's von allen Zweigen
Hernieder mächtig ſchallte.

Das waren Finken, Amſeln und
Dompfaffen, Nachtigallen,
Die laut geſungen haben,
Dazwiſchen ließen Raben
Auch ihr Gekrächz' erſchallen.

Ich fühlte mächt'ge Sangesluſt
Mein Inneres durchwogen,
Und nach des Waldes Schatten
Fühlt' ich mich raſch von ſtatten,
Sehnſüchtig hingezogen.

Da trat zu mir ein Zwergen-Paar
Mit großen rothen Augen;
Sie kicherten und lachten
Mich höhniſch an und ſagten:
„Wir können dich nicht brauchen!

„Das iſt der deutſche Dichter-Wald,
Die Zuflucht großer Geiſter,
Und trägſt du ein Verlangen,
Hinein einſt zu gelangen,
So werde erſt ein Meiſter!"

„Wer ſeid ihr?" rief ich zornentbrannt,
„Ihr häßlichen Geſtalten,
Daß ihr mit ſolchen Worten
Vor dieſen heil'gen Pforten
Mich waget aufzuhalten?"

„Ich heiße Neid," das Männlein sprach,
„Und habe viel' Verwandten;
Ich hab' nebst deinen Feinden
Auch unter deinen Freunden
Die innigsten Bekannten!

„Mein Weiblein hier heißt Vorurtheil,
Ein kränklich schwaches Wesen,
Sie hat seit frühen Zeiten
Ein schlimmes Magen-Leiden
Und wird niemals genesen!"

Am Biertisch.

Unlängst am Biertisch saß spektakelnd
Ein Jüngerkreis verschied'ner Künste,
Der sich errang im Biervertilgen
Ausfergewöhnliche Verdienste.

Komödianten, Farbenkleckser
Und sonst verwandte Kunstgenossen,
Die feierten hier ihre Orgien,
Plebejer wurden ausgeschlossen.

Da setzt' sich eine kleine Mücke
Auf eines Zechers Nase hin
Und meldete sich höchst bescheiden
Als eine Kupferstecherin.

Das Dichtergrab am Rhein.

Zu Bonn am Rhein, da ſchlummert
Ein deutſcher Sänger und Held,
Der hat begeiſternd geſungen
Manch herrliches Lied in die Welt.

Der hat um die Gunſt nicht gebuhlet
Der Fürſten mit ſeinem Geſang,
Dem Vaterland hat er geſungen
Sein ganzes Leben lang.

Er hat mit tönender Waffe
Geſtritten für Freiheit und Recht,
Und treu und wacker vertheidigt
Ein unterjochtes Geſchlecht.

Nicht Feſſeln, beengend, umſchlangen
Sein frohes und heit'res Gemüth;
Frei, wie er gedacht und fühlte,
So ſang er ſein herrliches Lied.

So ſang er das Lied aller Lieder —
Wem wär' es nicht bekannt
Mit ſeiner erſtaunlichen Frage —
Das Lied von dem Vaterland?

Er hat darinnen geſungen
Die Einheit der deutſchen Nation,
Iſt ſie auch ſchrecklich verkommen,
So lebet doch ewig ſein Ton.

Ja, ewiglich wird er leben
Bis in die Zeiten hinein,
Wo alle Welt krönet den Sänger,
Deß Grab iſt zu Bonn am Rhein!

Der Stiefel voll Wein.

Es war auf der Burg Rheingrafenſtein,
Da ſaßen in fröhlichem Kreiſe
Viel' Ritter beim feurigen Wein von dem Rhein
Und zechten auf baſſe Weiſe.

Es kreiſeten eifrig die Humpen die Rund'
Und Jedem erſchloß ſich allmählig
Das Herz, ob dieſem floß über der Mund,
Und ſieh! man ward äuſſerſt redſelig.

Daher auch geſchah's, daß in Prahlerei
Sie ſammt und ſonders verfallen,
Denn Jeder ſchwur hoch und theuer, er ſei
Der größte Trinker von Allen.

Jedoch der Wild- und Rheingraf, ihr Wirth,
Mocht' ruhig dem Streiten zuhören,
Denn männiglich hat es ihn amüſirt,
Da dieſes geſchah in Ehren.

Dann füllt' er einen Stiefel mit Wein,
Stellt' ihn auf des Tiſches Mitte
Und ſprach: „Ihr Herren, ich lad' euch ein,
Geniret euch nicht, ich bitte!

„Wer den Stiefel auf einen Zug mir leert,
Hab' Hüffelsheim zu eigen,
Drum, wen es bedünkt des Preiſes werth,
Er mag allbaldigſt ſich zeigen!"

Stumm blickten die Ritter im Kreiſe ſich an
Und Keiner mochte ſich rühren.
Da ſprach der Graf: „Will kein Rittersmann
Um dieſen Preis es probiren?"

Doch Jeder in tiefe Scham zerfloß,
Da spöttelnd der Graf dieses sagte,
Dem Burgpfaff selbst däuchte der Schluck zu groß,
Von dem man viel Rühmens sonst machte.

Da trat ein alter Rittersmann
Hervor aus dem Kreise bescheiden
Und sagt': „Ich nehme die Forderung an,
Herr Graf, so Ihr es wollt leiden!"

Es nickte der Graf und den Stiefel am Schaft
Faßt' er, ohn' lange zu sinnen,
Und ließ den feurigen Rebensaft
Hinab in die Tiefe rinnen.

Doch als er getrunken den Stiefel leer
Bis auf die Nagelprobe,
Da sprach er: „Hüffelsheim schmecket mir sehr,
Doch auch den Wein ich lobe."

Und zum Grafen gewendet fuhr er fort:
„Waldböckelheim möcht' ich besitzen —
Bei Hüffelsheim liegt es — und auf mein Wort,
Was kann ein Stiefel mir nützen?"

Jedoch es ging der Graf nicht ein
Auf das Begehren des Alten —
„Dorf Hüffelsheim," sagt' er, „soll Euer sein,
Waldböckelheim will ich behalten."

Manch Jährlein seitdem auf der Zeiten Bahn
Dahinzog, doch hört man noch sagen,
Wenn ein Zecher 'nen guten Zug gethan:
„Der kann einen Stiefel vertragen!"

O ſelig Wandern früh am Tag!

O ſelig Wandern, früh am Tag
Zu zieh'n durch thaugenäßten Hag,
Durch freundlich ſtillen Wieſengrund,
Durchwirkt mit Blümlein, farbenbunt,
Durch üpp'ge Saaten, grüne Auen,
Wo großer Segen rings zu ſchauen!

O ſelig Wandern früh am Tag,
Tönt aus dem Rohr der Finken-Schlag,
Schwingt jubelnd ſich der Lerchen Chor
Vom Klee in's klare Blau empor,
Und ſtimmt der Sänger Schaar im Hain
Zum Morgen-Gruße ſchmetternd ein!

O ſelig Wandern früh am Tag,
Wenn Häslein nicht mehr ſchlafen mag,
Wenn auf dem thaubeperlten Raſen
Der Hirſch und ſeine Hindin graſen,
Wenn in den Zweigen, wo es dämmert,
Der Specht nach ſeinem Frühſtück hämmert,
Wenn auf der Flur, wo's rings noch ſtille,
In ſaft'gen Halmen zirpt die Grille,
Wenn in des Blümleins Kelch noch blinkt
Die Perle, die die Sonne trinkt,
Wenn würzig ſich vermählt der Luft
Der Blätter, Gräſer, Blüthen Duft!

O ſelig Wandern früh am Tag —
So freudig wird des Herzens Schlag,
Es wird ſo weit, ſo weit die Bruſt,
Die Seele ahnet Götterluſt,
Das Auge ſchwimmt in Heiterkeit,
Schaut's dich, Natur, zur Morgenzeit,
Es ſchwinden Sorgen, Gram und Plag' —
O ſelig Wandern früh am Tag!

Maien-Gruß.

O welche Wonne, welche Freude
Herrscht rings im Tempel der Natur —
Im farbenreichen Frühlingskleide
Prangt Höh' und Thal, prangt Wald und Flur!

Es öffnen Knospen sich und Blüthen,
Der Sänger munt'rer Chor erschallt,
Ein lauer Lufthauch weht von Süden
Und ziehet säuselnd durch den Wald!

Die jungen Hälmchen freundlich nicken,
Die Grille zirpt im Wiesengrün,
Und wie mit wonnigem Entzücken
Das Bächlein murmelnd zieht dahin!

Mir däucht, ich höre leis die Worte,
Als ob es Geister-Athem sei,
Doch tausendstimmig im Accorde:
„Sei uns gegrüßt, du schöner Mai!"

In Mainz.

In Mainz, der wunderschönen Stadt,
Das hohe Tribunal-Gebäude
Gar einen eig'nen Namen hat —
„Drei Sauköpf" nennen es die Leute.

Woher derselbe kommen mag,
Das kann ich leider Keinem sagen;
Wohl frug ich allenthalben nach,
Vergebens aber war das Fragen.

Doch da drei Richter sich darin
Auf hohen Sitzen ausgebreitet,
So kam denn mir in meinen Sinn,
Daß er von diesen abgeleitet.

Die letzte Saat.

Junker Hall von Schleebuſch-Mühlheim
Und das reiche Kloſter Dünwald
Stritten ſich um hundert Morgen,
Hundert Morgen ſchönen Landes.

Sieben lange, lange Jahre
Lagen ſie ſich in den Haaren
Und von keiner Seite ſah man
Der Entſcheidung Morgen tagen.

Das Geſchmeiß der Advokaten
Lachte ſich darob in's Fäuſtchen —
Doch des langen Prozeſſirens
Wurde endlich müd' der Junker.

Und den Heil'genſchein der Demuth
Um ſich werfend, ging er in das
Kloſter zu den Herrn Prälaten,
Die bei'm Weine fröhlich zechten.

Alſo hub er an zu ſprechen:
„Höret mich, ihr frommen Väter,
Hört, ich bin des Prozeſſirens
Müde um die hundert Morgen.

„Wollt ihr mir darum vergönnen,
Eine Saat noch einzuernten
Von dem Felde, bin ich Willens,
Euch daſſelbe abzutreten.“

Schmunzelnd hörten zu die Mönche,
Und der Abt, nachdenkend, rümpft das
Kupferbergwerk ſeiner Naſe,
Sprach dann: „Wohl, es ſei dem alſo!“

D'rauf gerichtlich ward vollzogen
Der Vertrag, das große Siegel
Wurde angehängt, der Junker
Ging sodann vergnügt von dannen.

In dem Kloster aber ging es
Lustig her; die Herren Mönche
Jubelten im Vorgenusse
Solches theueren Besitzthums.

Und den edlen Saft der Reben
Ließen sie darob sich schmecken,
Bis des Nektars Alle trunken
Niedersanken, gottbeseligt.

Und das war von nun an täglich
Das Programm im Kloster Dünwald,
Täglich war das gottergeb'ne
Klosterpersonal besoffen.

Keine Unterbrechung störte
Sie in ihrem Zecherleben,
Bis sie rief die Hagelfeier
Zu langweiligem Geschäfte.

Doch allda geschah es, daß es
Einige der frommen Väter
Stark gelüstet, nachzuforschen
Was der Junker wohl gesäet;

Was der Junker wohl gesäet
Auf die hundert Morgen Landes,
Blieb zurück doch allzu merklich
Ihre Saat vor andern Feldern.

Doch sie hatten, naseweise,
Kaum begonnen noch das Werk der
Schnüffelei, da schrieen Alle:
„Weh', man hat uns hintergangen!

„Weh'! man hat uns hintergangen,
Durch Betrug uns überlistet:
Nein, das kann und darf nicht gehen,
Daß der Junker Eicheln säet!

„Tausendjähriges Gedeihen
Macht die Saat kaum reif zur Ernte;
Nein, das kann und darf nicht gehen,
Statt der Halmen starke Stämme!"

Doch der Junker Hall von Schleebusch
Stand nicht ferne, weidlich lachend
Ob des ernsten Raisonnirens
Der betrog'nen Klosterbrüder.

Und denselben näher tretend
Hub er also an zu sprechen:
„Weßhalb denn, ihr frommen Väter,
Seid ihr also alteriret?

„Könnt ersparen euch die Mühe,
Wißt ja, sonder Widerrede
Ist die Ernte einer Saat mir
Im Vertrage zugesichert.

„Geht in's Kloster drum und betet,
Betet für die sünd'ge Menschheit,
Und gedenket stets der Lehre:
Wer zuletzt lacht, lacht am besten!"

Lied des Exilirten.

Die Segel werden aufgehißt,
Die Anker ſind gelichtet,
Und nach des Meeres dunkler Flut
Wird Schiffes Kiel gerichtet.

Das iſt, fürwahr, ein Leben hier
Voll Luſt und voller Freude,
Es jubelt mein beglücktes Herz
Nun ich von dannen ſcheide.

Leb' wohl! Leb' wohl! mein Vaterland,
Dich werd' ich nicht mehr ſehen,
Bis auf der Freiheit Jubelruf
Die Völker auferſtehen.

Dann aber will ich noch einmal
Des Meeres Flut durchſchneiden
Und mit dir, hartgedrücktes Volk,
Für Recht und Freiheit ſtreiten.

Und ſollteſt du durch Kampf und Sieg
Die Freiheit dir erwerben,
Dann iſt mein höchſtes Ziel erreicht
Und ich kann ruhig ſterben.

Leb' wohl, mein Vaterland!

I.

Es zieht ein Schiff, deß weiße Segel blähet
Ein herbſtlich kalter Hauch, hinab den Rhein—
Ein bleicher Mann am Maſtbaum lehnend ſtehet,
Deß braunes Haar im Winde läſſig wehet,
Und ſtarret düſter in die Flut hinein;
Mit einem Mal' ſein Auge hell aufleuchtet,
Den burggekrönten Bergen zugewandt,
Und währenddem es eine Zähr' befeuchtet
Spricht leiſe er: „Leb' wohl, mein Vaterland!"

„Wer iſt der Mann?" ſo werdet ihr mich fragen—
Mein Vater iſt es, ein gehetztes Wild,
Nach dem des Landes feile Schergen jagen,
Um in des Kerkers Bande ihn zu ſchlagen,
Weil er des Landes Schmach zu tief gefühlt;
Weil ihm die Noth des Volks in's Herz gedrungen,
Und weil, ein Mann, entrüſtet auf er ſtand,
Als fernehin der Freiheit Ruf erklungen,
Für Recht zu kämpfen und für Vaterland.

II.

Und Frühling iſt's, die Lüfte wehen linder,
Da zieht ein Dampfſchiff raſch hinab den Rhein,
Auf ihm ſteht eine Frau, um ſie ſechs Kinder,
Wovon das jüngſte erſt im zweiten Winter,
Und ſchauet düſter in die Flut hinein;
Mit einem Mal' ihr Auge hell aufleuchtet,
Den burggekrönten Bergen zugewandt,
Und währenddem es eine Zähr' befeuchtet
Spricht leiſe ſie: „Leb' wohl, mein Vaterland!"

„Wer iſt das Weib?“ ſo werdet ihr mich fragen —
Es iſt die heißgeliebte Mutter mein;
Geduldig hat ſie manches Leid ertragen,
Doch jetzt, da ſie der Heimath muß entſagen,
Beſtürmet ſie des Abſchieds herbe Pein —
Dem Gatten folget ſie mit ihren Lieben,
Der ferne lebet, einſam und verbannt,
Den über's Meer man in's Exil getrieben,
Weil er zu ſehr geliebt ſein Vaterland.

III.

Und Sommer iſt's und raſch ein Dampfboot ziehet
Hinab den ſchönen, ſpiegelhellen Rhein,
Und an dem Bugſpriet vorn', wo heißer glühet
Die Sonne und der Giſcht hellfunkelnd ſprühet,
Schaut ſtill ein Jüngling in die Flut hinein —
Mit einem Mal' ſein Auge hell aufleuchtet,
Den burggekrönten Bergen zugewandt,
Und währenddem es eine Zähr' befeuchtet
Spricht leiſe er: „Leb' wohl, mein Vaterland!“

„Wer iſt der Jüngling?“ werdet ihr mich fragen —
Kennt ihr den Sänger, der manch Lied euch ſang?
Er hat in ſich der Sehnſucht Wunſch getragen,
Das Land zu ſchau'n, wo er in frühern Tagen
Einſt froh geſpielt, vor vielen Jahren lang —
Doch der Empfang, den man allda bereitet
Für ihn, war, daß man hinter Kerkers Wand
Geworfen ihn drei Wochen, und verleidet
Hat dies für immer ihm ſein Vaterland.

Polens Spartaner.

Bei Wengrow ſchweigt das Lärmen der Schlacht, der Kampfeswuth —
Zweihundert kühne Helden die liegen hier im Blut —
Das Heer entkam — Zweihundert bezahlten's mit dem Tod!
Zweihundert Polen — Jeder ein wack'rer Patriot.

Den Rückzug überholte des Feindes große Schaar,
Und zum Verderben Aller ward drohend die Gefahr —
Da donnert' eine Stimme: „Wer folgt mir in den Tod?"
Zweihundert folgten — Jeder ein wack'rer Patriot.

Dort zwanzig Mordgeſchütze Tod und Verderben ſpei'n —
„Voran!" — Die Feuerſchlünde durchreißen ihre Reih'n —
„Voran!" — Die Senſe ſchwingend zieh'n ſie in ihren Tod,
Und Jeder, der da ſinket, ſtirbt wie ein Patriot.

Es brüllen die Kanonen, daß rings der Boden dröhnt,
Es blitzt, es kracht, es donnert — „Voran!" der Ruf ertönt,
„Voran! die Freiheit lebe, für's Vaterland der Tod!"
Und Einer nach dem Andern fällt wie ein Patriot.

Es thürmt ſich Leich' auf Leiche und weiter geht's voran;
Es kracht, es blitzt, es donnert, der Tod folgt ihrer Bahn —
Doch jetzt: — „Hau't ein! Für Freiheit und Vaterland der Tod!"
Nur Wen'ge ſind's, doch Jeder ein wack'rer Patriot.

„Hau't ein!" — Die Batterien erſtürmen ſie mit Wuth —
So brauſet nach der Ebbe herein die wilde Flut —
Der Senſe kräft'gem Schwunge folgt unrettbar der Tod —
Nur Wen'ge ſind's, doch Jeder ein wack'rer Patriot.

Die Kanoniere ſinken zurück im Todeskampf —
Da kracht's von allen Seiten, aufſteigt der Pulverdampf.
Aus Tauſenden von Schlünden pfeift durch die Luft der Tod —
So fällt von den Zweihundert der letzte Patriot.

Bei Wengrow ſchweigt das Lärmen der Schlacht, der Kampfeswuth —
Zweihundert kühne Helden die liegen hier im Blut —
Das Heer entkam — Zweihundert bezahlten's mit dem Tod!
Zweihundert Polen — Jeder ein wack'rer Patriot.

Und vor der Schlacht gerade, Mutter!

Und vor der Schlacht gerade, Mutter,
So weich mich ſtimmet mein Gemüth,
Und auf der Sehnſucht Flügel, Mutter,
Mein Geiſt zu dir nach Norden zieht;
Nicht darum, weil erloſchen, Mutter,
Der Muth in meinem Herzen ſei —
Nein, weil dein Schmerz untröſtlich, Mutter,
Streckt nieder mich des Todes Blei.

Fleht Mancher auch zum Schöpfer, Mutter,
Daß er ihn ſchütze väterlich,
Ich denke nicht an Gott, o Mutter,
Nicht an den Himmel, nur an dich;
Nicht darum, weil erloſchen, Mutter,
Der Muth in meinem Herzen ſei —
Nein, weil dein Schmerz untröſtlich, Mutter,
Streckt nieder mich des Todes Blei.

Leb' wohl! Die Schlacht beginnet, Mutter,
Es ſtürmt heran der Feind, ſo wild,
Es blitzt, es kracht — leb' wohl! o Mutter,
Ich bin in Todes-Nacht gehüllt.
Es regnet Kugeln um mich, Mutter,
Doch ſteh' ich — — Weh! es iſt vorbei! —
Weh! — meine Bruſt! — ich ſterbe! — — Mutter,
Leb' wohl! — mich traf des Todes Blei.

Mutter und Sohn.

I.

Die Nachricht iſt gekommen
Von ſiegreich großer Schlacht,
Und Alles ſchwimmt in Freude
Und Alles jubelt, lacht.

Doch eine Mutter ſitzet
Im ſtillen Kämmerlein,
Die möchte ob der Kunde
Vergeh'n in ſtummer Pein.

Ihr Sohn, ihr einzig theurer,
Er war ja auch dabei,
Und eine Ahnung ſagt ihr,
Daß er gefallen ſei.

Doch härmt auch ihre Liebe
Sich ab in Qual und Schmerz,
Ein ſtiller Stolz erfüllet
Ihr ſtarkes Mutterherz.

Mit Thränen in den Augen
Spricht ſie: „Fielſt du, mein Sohn,
Geſchah es für die große,
Glorreiche Union!“

II.

Zur ſelben Stunde lieget
Fern auf Kentucky's Grund
Ein Krieger, deſſen Herzblut
Entſtrömet mancher Wund'.

Er achtet nicht der Schmerzen,
Der Kraft nicht, die ihn flieht,
Auf Flügeln der Kindesliebe
Sein Geist zur Mutter zieht.

Und währenddem sein Auge
Im Tod ermattend bricht,
Mit kaum hörbaren Worten
Sein Mund noch also spricht:

„O Mutter, liebe Mutter,
Bewält'ge deine Pein,
Das treue Volk des Nordens
Wird deine Stütze sein!

„O Mutter, liebe Mutter,
Wein' nicht um deinen Sohn,
Er fiel ja für die große,
Glorreiche Union!"

Gedanken bei der Arbeit.

I.

Nicht beugen ſollt ihr eure Knie'
Vor irgend Einem auf der Erde,
Ein Mann von Ehre thut es nie.

Drückt euch auch Kummer und Beſchwerde,
Sollt ihr vor Andern tragen ſie
Niemals mit knechtiſcher Geberde.

Wir ſind als Menſchen Alle gleich,
Wird Manchem auch ſein Loos zur Bürde,
Sind Andere auch noch ſo reich;

Doch Dem gereicht's zur höchſten Zierde,
Der tief im Elend, kummerbleich,
Zu wahren weiß die Mannes-Würde.

II.

Iſt alle Kraft in euch gelähmt,
Daß ihr mit weibiſchem Verzagen
Euch über euer Schickſal grämt?

Weil ihr von Herkunft, ſchön'ren Tagen
Noch träumt und euch der Arbeit ſchämt,
Drum faßt das Elend euch beim Kragen!

Weist von euch dieſen eiteln Wahn,
Ihr ſeid in einem freien Lande,
Wo ſich der Aermſte helfen kann —

Schon Manchen, der es nicht erkannte,
Daß Arbeit adele den Mann,
Bracht' Noth und Elend zum Verſtande.

III.

Ihr betet, fleht um's täglich Brod
Und liegt in Demuth auf den Knieen
Vor Gott, dem Retter aus der Noth.

Des Lebens Freuden wollt ihr fliehen,
Damit dereinſtens nach dem Tod
Euch Heil und Gnade werd' verliehen!

Ha! Thoren, nur durch eigne Kraft
Könnt ihr was ihr begehrt erſtreben,
Sein Schickſal Jeder ſelbſt ſich ſchafft!

Was unnütz ihr verſäumt im Leben,
Kann nie, wenn euch dahingerafft
Der Tod, ein Gott euch wieder geben!

IV.

Ha! Leichen, übertüncht, ſeid ihr,
Mit falſchen Roſen auf den Wangen
Und trügeriſchen Buſens Zier;

Erlogen iſt das Glutverlangen,
Erheuchelt des Genuſſes Gier,
Den Schwächling nur mag's noch befangen.

Vulkane ſeid ihr, ausgebrannt!
Der Liebe Reiz, das ſüße Regen,
Habt aus dem Innern ihr verbannt!

Ihr wandelt auf des Laſters Wegen
Und habet, feil um ſchnöden Tand,
Verſcherzt das Glück, der Tugend Segen!

V.

Wie ſitzen euch die Hütchen fein,
Die Höschen, Stiefelchen und Röckchen,
Handſchuhchen an den Händchen klein —

Gefärbter Flaum, gebrannte Löckchen,
Lorgnetten, blitzendes Geſtein
Und leicht biegſame Bambus-Stöckchen!

Ihr prätendirt in euerm Wahn
Den guten Ton, o arme Tröpfchen!
Ihr flößet Abſcheu ein dem Mann.

Ihr ſeid erbärmliche Geſchöpfchen,
Und fühlt man euch nur auf den Zahn,
Dann rappelt's ſtark in euren Köpfchen!

VI.

Ich habe Mitleid nicht mit euch
Und muß euch allen Troſt verſagen,
Nicht euer Elend ſtimmt mich weich.

Könnt ihr der Knechtſchaft Joch nicht tragen,
Wohlan! warum ſeid ihr ſo feig,
Es abzuſchütteln, ſtatt zu klagen?

Jagt fort die Gottes-Gnaden-Brut!
Den Zeitpunkt konntet oft ihr nützen,
Doch mangelte euch ſtets der Muth.

Ein Volk ſo voller kräft'ger Stützen,
Das in der Knechtſchaft thatlos ruht,
Verdient nicht, Freiheit zu beſitzen!

VII.

Und drängt es euch nach hohem Ziel,
Auf halbem Wege bleibt nicht ſtehen,
Und koſtet's auch der Opfer viel;

Wollt ihr nur, daß es muß geſchehen,
Dann habt ihr halbgewonnen Spiel,
Iſt noch ſo rauh die Bahn zu gehen.

Der däucht verächtlich mir und feig,
Der ſchon verzweifelt am Gelingen,
Wird ihm was er gewollt nicht gleich —

Das Höchſte kann der Mann erringen,
Sein Wille iſt ſein Himmelreich:
Was gut nicht geht, muß er erzwingen!

Napoleon.

Die Muſe, die der Völker Recht verkündet,
Iſt der Geſetze freie Richterin,
Nicht des Deſpoten Macht ſie ſich verbündet
Verrätheriſch um ſchmutzigen Gewinn —
O nein! der Rache Flamme ſie entzündet,
Trifft als Tyrann ihr mächt'ges Urtheil ihn.
Drum nimm dich wohl in Acht auf deinem Thron,
Nimm dich in Acht! hörſt du's, Napoleon?

Du achteſt nicht! — Der Weltgeſchicke Zügel
Wähnſt heimlich faßbar du mit eh'rner Hand;
Nimm dich in Acht! die Nemeſis hat Flügel,
Erkennt den Wolf ſie in dem Schafsgewand —
Nimm dich in Acht! raſch ſpringen Schloß und Riegel,
Es fliegt der rothe Phönix durch das Land,
Die Guillotine raſſelt vor den Thron —
Nimm dich in Acht! hörſt du's, Napoleon?

Du lächelſt Hohn! — Cayenne — Kerker — Banden —
Orſini lange todt — Ha! klingt es ſo? —
Orſini todt? — Zehntauſend ſind erſtanden
Seitdem, ſoll ich dir etwa ſagen, wo? —
Nimm dich in Acht! es führen die Briganden,
Wie du es nennſt, das Volk von Mexiko,
Den Dolch gewandt und weh' Dem, dem ſie droh'n!
Nimm dich in Acht! hörſt du's, Napoleon?

Garibaldi.

Wach' auf, mein Lied, und rege deine Schwingen
Und eile über Land und Ocean,
Bis dorthin, wo die Kriegstrompeten klingen
Und für die Freiheit kämpft der freie Mann;
Wo Jung und Alt, die Armen wie die Reichen,
Vereint zum Bunde sich die Hände reichen,
Und stimme ein im blutigen Gedränge
Der Schlachten in die jubelnden Gesänge:
„Heil Garibaldi, Heil dem großen Krieger!
Heil ihm, dem Retter und dem Sieger!"

Heil ihm, der auf Siciliens schönem Boden
Hoch aufgepflanzt der Freiheit stolz Panier;
Der keck den Handschuh hinwarf dem Despoten
Mit kalter Ruh' und offenem Visier;
Der nicht das Schwert für seine Erben schwinget
Und seinen Muth nicht fremder Macht verdinget,
Der alle Qualen mit dem Volk erleidet
Und mit ihm auch für Recht und Freiheit streitet —
„Heil Garibaldi, Heil dem großen Krieger!
Heil ihm, dem Retter und dem Sieger!"

Wer kennt ihn nicht, den Jubelruf verkündet,
Als er gelandet an Calabriens Strand,
Der, wie in Wolken sich der Blitz entzündet,
In's Volk geworfen hat den Fackelbrand,
Den Fackelbrand der Rache, der Empörung,
Der um sich greift mit schrecklicher Verheerung,
Der, eine Flamme, zieht von Ort zu Orte
Mit jenem welterschütternden Accorde:
„Heil Garibaldi, Heil dem großen Krieger!
Heil ihm, dem Retter und dem Sieger!"

Schon hat sich der Bourbone feig empfohlen,
Ein Sprößling er von Bomba's Teufelsbrut,
Die Nemesis jedoch wird ihn einholen,
Denn laut um Rache schreit vergoss'nes Blut;
Palermo's Trümmer sind die ew'gen Zeugen,
Die nimmermehr von der Vergeltung schweigen;
Doch sühnt die schwarze That kein Fürstenleben,
Der Jubelruf muß quälend ihn umgeben:
„Heil Garibaldi, Heil dem großen Krieger!
Heil ihm, dem Retter und dem Sieger!"

So zieht der Einheit freies Wort beflügelt
Mit Jubeltönen durch Italiens Gau'n —
Die Macht sogar, die einst die Welt gezügelt,
Erfasset Angst und fürchterliches Grau'n,
Die Stadt, an die der blinde Wahn gekettet,
Die Stadt, die von den Gänsen einst gerettet,
Die Stadt, vor der die halbe Welt gezittert,
Sie hat der laute Jubelruf erschüttert:
„Heil Garibaldi, Heil dem großen Krieger!
Heil ihm, dem Retter und dem Sieger!"

Doch nicht allein in jenem schönen Lande
Tönt der Erkenntniß lauter Jubelruf,
O nein, auch hier an unserm schönen Strande,
Wo Recht und Freiheit längst schon Gott erschuf;
Wo aller Welt Nationen sich bewegen,
Da schlagen ihm millionenfach entgegen
Die Herzen und vom Süden bis zum Norden
Ertönet laut in jubelnden Accorden:
„Heil Garibaldi, Heil dem großen Krieger!
Heil ihm, dem Retter und dem Sieger!"

Auf der Reiſe.

I.

Wald zur Rechten, Wald zur Linken
Und wir ſauſen ſchnell vorbei,
Urwald, Urwald, nichts als Urwald —
Monotones Einerlei!

Keine Berge, keine Thäler,
Keine Landſchaft offen, frei,
Urwald, Urwald, nichts als Urwald —
Monotones Einerlei!

Hie und da ein Stückchen Lichtung,
Blockhaus, Scheune, Rindvieh, Heu,
Urwald und ſonſt nichts als Urwald —
Monotones Einerlei!

II.

Kohlenpechſchwarz iſt es draußen,
Nacht ſchlägt ihre Rabenflügel,
Und der Engineer dem Dampfroß
Schießen läßt die eh'rnen Zügel.

Heimweh, herbes, bitt'res Heimweh
Meine Bruſt beſchleichet leiſe,
Und ich preſſe an das Fenſter
Meine Stirn, die brennend heiße.

Und ich ſinne und ich träume
Und mein Herz pocht immer wilder —
Sieh! da gleiten raſch vorüber,
Bunt-chaotiſch, Schattenbilder.

Und ſie lächeln und ſie grüßen,
Grüßen freundlich mich mit Blicken,
Und ſie weinen und ſie klagen,
Winken traulich mir und nicken.

Und ich kenne Alle, Alle,
Fliehen ſie auch raſch von hinnen —
Tiefer Wehmuth heiße Zähren
Ueber meine Wangen rinnen.

III.

Vormittags um Elf der Bahnzug
In dem Städtchen arrivirte,
Und nach einem nahen Gaſthof
Graden Wegs mein Gang mich führte.

Angelangt, ſofort ein Beefſteak
Ließ ich mir vom Wirth bereiten,
Denn ſeit zweiundzwanzig Stunden
Hatt' ich Hunger müſſen leiden.

Nach dreiviertelſtünd'gem Warten
Brachte man es mir, doch weder
War's zu ſchneiden, noch zu kauen,
Zäh war es wie Juchtenleder.

Und nach vielem Plagen, Schinden,
Vielem Kauen, Beißen, Nagen
Würgte ich mit gutem Glücke
Eine Hälfte in den Magen.

Steh'n ließ ich den Reſt, begehrte
Meine Schuld alsdann zu wiſſen —
„Einen Dollar." — „„Einen Dollar?!""
Ha! das war ein theurer Biſſen!

Zahlte, doch das Wirthshaus merkt' ich
Mir, es hieß: „Zum gold'nen Engel,"
Auch den Wirth vergeſſ' ich nimmer,
Dieſen rohen deutſchen Bengel!

Ein Sommernachts-Traum.

(1859.)

Forſchend blickt' ich in die weiten Räume,
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah ich ſtets nur meine Träume,
Wahrheit ſelbſt, die Wahrheit ſah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als ſeine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Tiedge.

Die Sonne war ſchon längſt hinabgegangen
Und an des Himmels lieblichem Azur
Sah ich ein funkelnd Heer von Sternen prangen,
Die freundlich niederlachten auf die Flur —
Da faßte mich ein ſehnendes Verlangen,
Es trieb mich fort, hinaus in die Natur,
Um in des Thales lieblich dunkeln Gängen
Des Lebens herbe Sorgen zu verdrängen.

Es herrſchte tiefe Stille; lange Schatten
Umlagerten des Haines düſt're Nacht,
Und immer weiter trieb es mich von ſtatten,
Zu ſchau'n der Schöpfung nächtlich hohe Pracht,
Bis endlich mir auf eines Hügels Matten
Ein ſammetweiches Plätzchen zugelacht,
Und da die Nacht ſo lieblich warm und helle,
Beſchloß ich kurze Raſt auf dieſer Stelle.

Bald ſchweift' mein Blick durch's Blättermeer der Bäume,
Die mich umwölbten wie ein Baldachin,
Empor in Aethers blaue Himmelsräume,
Sich grenzenlos verlierend fernehin;
Da aber faßten mich die alten Träume,
Merklos beſchäftigten ſie meinen Sinn —
Und langgehegter Zweifel wirre Fragen
Vor meinem Geiſte wieder offen lagen:

Was iſt das All, das große Weltgebäude,
Das dich umſchließt mit hoher Majeſtät?
Iſt's ein Maſchinenwerk, das ſo wie heute
Stets ewig gleich durch eig'ne Kraft beſteht?
Iſt es ein ſtreng Geſetz, das in die weite
Unendlichkeit grenzlos gebietend geht?
Das keine Macht befehligt und regieret,
Das aus ſich ſelbſt und durch ſich exiſtiret?

Hat Wiſſenſchaft etwa auf meine Fragen
Genügend Antwort? Nein! auch ihr gebricht's
An klarem Blick. Auf ihrem Fittig tragen
Sie nie den Menſchengeiſt zum Born des Lichts —
„Natur, Natur!" ſo höre ich ſie ſagen,
„Iſt Leben, Kraft und Licht und weiter nichts,
Und ſtrebſt du, das Geheimniß zu ergründen,
Magſt einen Gott in ihr du wähnend finden!"

O Wiſſenſchaft, die du emporgeſchwungen
Zu Fernen dich, wo ſich der Blick verliert,
Die du in das Geheimniß eingedrungen,
Wie eine Kraft die andere regiert,
Der manches Räthſels Löſung ſchon gelungen,
Daß großes Lob dem Forſcherſinn gebührt,
Ich bin dir zugethan, jedoch den Glauben
An eine Gottheit kannſt du mir nicht rauben!

O ſage mir, kann eine Uhr wohl gehen,
Biſt du ſie aufzuziehen nicht bedacht?
Kann ſich der Mühle großes Triebrad drehen,
Wenn du darauf nicht leiteſt Waſſers Macht?
Bleibt etwa nicht die Dampf-Maſchine ſtehen,
Wird ihr des heißen Dampfes Kraft verſagt?
Wie aber können Welten ſich bewegen
Ohne die Kraft in ihnen anzuregen?

Du magſt Natur, du magſt es Urkraft heißen,
Die es ſo wunderbarer Weiſ' vollbringt,
Daß ſich in ihren Bahnen, ihren Kreiſen
Die Körper fortbewegen, raſch beſchwingt —
Wer aber, frag' ich, kann es mir beweiſen,
Daß dies durch hohe Weisheit nicht bedingt,
Die unbegrenzter Herrſchermacht ausgehet,
Nach deren Willen Alles ſo beſtehet?

Mein Glaube iſt's, daß leer der Raum geweſen,
Der weite Raum, das blaue Aethermeer,
Deß grenzenloſe Fernen kann durchmeſſen
Beflügelt der Gedanke nimmermehr.
Doch darin exiſtirte ſchon das Weſen,
Das ohne End' und Anfang hoch und hehr
Mit Weisheit und mit Willensmacht regieret
Und aller Körper Kreislauf reguliret.

Zwar hat bewieſen uns der Hochgelehrte,
Wie auch durch manch Experiment erhellt,
Wie Luft zu Waſſer, Waſſer ward zu Erde
In dem Verkörperungs-Prozeß der Welt —
Mag ſein; doch ſprach nicht eine Macht das „Werde!"
Nachdem ſich Alles ſo hat hergeſtellt? —
Der Hypotheſe mangelt's nicht an Klarheit,
Doch relativ bleibt dennoch ihre Wahrheit.

Ich glaube feſt, daß Leben und Entſtehung
Bedingen eines hohen Schöpfers Macht,
Der Alles mit der weislichſten Vorſehung
In der Natur in Einklang hat gebracht — —
Was aus der Erde kommt drängt auf Vergehung,
Sobald es Zweckes Nutzen hat gebracht,
Denn ohne Zweck wird nie was exiſtiren,
Wie Dinge ſich im Kleinen auch verlieren.

Die Gährungsſtoffe, die im Boden walten,
Auf's Aeuſſ're bringen ſie milliardenfach
In Formen und merkwürdigen Geſtalten —
Es ſinnet dem Prozeß der Wirkung nach
Der Menſch — er ſucht die Wurzel feſtzuhalten,
Die in der Erde keimet, doch zu ſchwach
Iſt ſein Verſtand, das feingewob'ne Leben
In der Atomen-Bildung zu erſtreben.

Es iſt der Funke von dem ew'gen Leben,
Der durch das All des Univerſums bringt,
Die Zeugungskraft, die in den kleinſten Weben
Stets mehr und mehr nach der Vollendung ringt,
Bis endlich ſie, nach langem, langem Streben
Zum angewieſ'nen Ziel empor ſich ſchwingt,
Und dieſes iſt der Menſch, als höchſtes Weſen
Im großen Werk der Schöpfung auserleſen.

In ihm verein'gen ſich die reinen Säfte
Im Stufengang geläutert der Natur,
In ihm erſt walten ſie, die hohen Kräfte,
Die Zeugniß geben von des Urquells Spur —
Hängt auch das Fleiſch am niederen Geſchäfte,
Der Geiſt durchzieht das himmliſche Azur —
Ahnt er doch merklos, wie in einem Traume,
Ein fern Aſyl im endlos weiten Raume.

Und wie die Hülle, wenn sie längst vermodert,
Der Erde wiederum sich zugesellt,
So auch der Funke Geist, der in ihr lodert,
Bei seines Ursprungs Quelle ein sich stellt —
Unwiderruflich stets das Sein'ge fodert
Ein jedes Ding im Kreisenlauf der Welt —
Was in dem Lauf der Zeit auch mag entstehen,
Es bleibt sein Loos, mit ihr auch zu vergehen.

Wie viel' Beweise will der Mensch noch haben,
Daß seinen Geist umschlingt ein höh'res Band?
Sind andern Kreaturen solche Gaben
Zu Theil geworden, wie Vernunft, Verstand?
Kann Thieres Aug' sich an der Schöpfung laben?
Sind Glück und Freude nicht ein göttlich Pfand,
Dem Menschen nur zu seinem Wohl gegeben,
Damit er wirken soll, sie zu erstreben?

Die Hoffnung ist ein unlösbares Siegel,
Das unbewußtes Glück verschlossen hält;
Wohl ist sie auch der Zukunft trüber Spiegel,
Aus dem der Wünsche Bild zurück stets fällt —
Sie leiht am Grabe noch dem Geiste Flügel,
Auf denen er nach einer andern Welt
Mit einem Blick in ferne Seligkeiten
Getrost hinziehet durch des Aethers Weiten!

Den Nachruhm seht, für den so Mancher schwärmet,
Ist's nicht ein überirdischer Genuß?
Der Künstler auf der Erde sich abhärmet,
Damit nach seines Lebens finst'rem Schluß
Die Welt noch über seine Thaten lärmet —
Was nützt ihn Ruhm, wenn ihn ein ehern Muß
Zu todter Erde ewiglich verdammet,
Aus der kein Strahl mehr der Empfindung flammet?!

Es iſt die Stimme, die der Menſch verleugnet,
Die von des Geiſtes ew'gem Leben zeugt —
Was in der Welt auch ſich um ihn ereignet,
Als ſchwächlicher Inſtinkt ſie nimmer ſchweigt,
Und wie ein Vorgefühl gar oft bezeichnet
Die Bahn, auf der ein Schickſal einherſleucht,
So ſagt ihm ein Gefühl, daß über'm Grabe
Er noch empfinde der Erkenntniß Gabe.

Das Thier dagegen, ein organiſch Leben,
Denkt weiter nicht, als an den Augenblick,
Ihm ward die Furcht nicht vor dem Tod gegeben,
Doch auch die Wonne nicht und nicht das Glück;
In ſeiner Bahn kennt es kein Höherſtreben,
Geleitet vom Inſtinkt und dem Geſchick
Geht's ſeinem angewieſ'nen Ziel entgegen,
Nicht fähig, ſeinen Zweck zu überlegen.

Doch wie?! da muß ich neue Zweifel finden —
Weiß etwa ſeinen Zweck der Menſch? O nein!
Vermag er das Geheimniß zu ergründen,
Wozu das Leben, überhaupt das Sein? — —
Hinaus, hinaus aus dieſen Labyrinthen,
Ich ließ mich locken ſchon zu tief hinein!
Iſt's Thorheit doch, ſich ſtets in Rückwärtsdenken
Und nutzlos Vorwärtsgrübeln zu verſenken!

Ob wir nach dieſem Leben exiſtiren,
Ob unſ'rer Seel' beſtimmt ein ewig Sein,
Darüber mag der Menſch philoſophiren
So viel er will, er dringet nimmer ein
In das Geheimniß, denn allda verlieren
Die Theorien ſich in trübem Schein,
Und Hypotheſen, die ſich nicht bewähren,
Verſuchen Sein und Nichtſein zu erklären!

Es möge drum ein Jeglicher genießen
So lange die Natur ihm heiter lacht,
So lang' der Freuden heil'ge Quellen fließen
Und Liebe noch an seiner Seite wacht;
Nicht unbewußte Sünden soll er büßen,
Die ihm ein leerer Wahn so schrecklich macht,
Nein, der Natur soll er sein Recht abfodern,
So lang des Lebens heil'ge Flammen lodern!

Denn Alles in harmonischem Vereine,
Was auf der Erd' auch sein mag immerhin,
Lebt, wächst und existirt für ihn alleine —
Für ihn die duft'gen Kinder Flora's blüh'n,
Für ihn die Sänger in dem grünen Haine
Der Lieder zauberische Melodie'n
Anstimmen, doch dies sind nur kleine Gaben,
Um Aug' und Ohr an der Natur zu laben.

Der Erde Schönstes aber ist die Liebe —
Sie ist ein überirdisch Götterpfand;
O daß der Mensch doch sie nur richtig übe
Und nicht zum Zweck von schnöder Selbstsucht Tand;
Nicht Leidenschaft und hitz'ger Wollust Triebe
Schließen auf Erden ihr beglückend Band,
O nein! sie ist ein wonniglich Empfinden,
In Harmonie die Seelen zu verbinden!

In ihr erblüht des Lebens höchste Freude,
Es wohnt der Zauber einer andern Welt
In ihr — Die Sorge, die zu großem Leide
So Manchem schon des Daseins Lust vergällt,
Flieht vor ihr wie der Nebel auf der Haide,
Sobald des Morgens Strahl vom Osten fällt —
Ja, wäre Lieb' den Menschen nicht gegeben,
So böte wenig Reiz das Erdenleben!

Drum ſei es, daß ſich Jeder mög' bemühen,
Stets zu genießen was die Welt ihm beut;
Denn wie am Himmel raſch die Wolken ziehen,
Verweht des Lebens gold'ne Erntezeit—
Wie aber, wollt ihr Glück und Freuden fliehen
Und Perlen ſuchen für die Ewigkeit,
O dann, befürchte ich, daß ihr, belogen
Durch leeren Wahn, um's Daſein euch betrogen!

Der Prairie-Brand.

Wie auf flücht'gem Windes-Fittig zieht daher das Element,
Vor ihm flieht der Indianer, der der Steppe Schrecken kennt.

Büffel, Wölfe, Prairie-Hunde flieh'n davon in langem Zug,
Durch die Lüfte das Geſieder eilend zieht in raſchem Flug.

Antilopen und Gazellen jagen flüchtig wie der Wind,
Durch das Gras, das lange dürre, Schlangen ſchießen pfeilgeſchwind.

Eine Richtung Alles eilet, flieht in großer, bunter Schaar,
Feindlichſte der Elemente einet plötzlich die Gefahr.

Und ſchon iſt die weite Steppe alles Lebens baar und leer,
Und ſo weit das Auge ſchauet nur ein großes Feuermeer!

Nachruf an Frl. K. M.

Gestorben zu K. am Rhein den 22. April 1860.

I.

Der Knospe gleich, die duftend sich entfaltet,
Wenn auf die Flur des Lenzes Strahlen glühen,
So sah ich, eine Rose, dich erblühen
Im stillen Thal, wo ew'ger Friede waltet.

Doch wie der Blume zarter Keim erkaltet,
Wenn rauher Nächte Lüfte ihn umziehen,
So sah ich auch dein junges Leben fliehen,
Eh' sich der Liebe Traum zur Wirklichkeit gestaltet.

So schlumm're denn in Ruhe und in Frieden,
Du gutes Kind, im engen Sarkophag —
Ach, allzufrüh bist du dahingeschieden!

So sehr dein Tod die Freunde auch betrübte,
Das Herz, das dich am allermeisten liebte,
Weint über'm Meer dir heiße Thränen nach.

II.

Es drang zu mir, weit über's Meer, die Kunde,
Daß du aus diesem Leben sei'st entwichen,
Daß in dem Mai des Lebens du erblichen,
Versöhnt mit Gott und Welt zum ew'gen Bunde.

O dachtest du auch noch an jene Stunde,
Als uns're Herzen sich in Liebe ausgeglichen?
Es sind zwei Jahre d'rüber kaum verstrichen
Und schon liegst du im kühlen, kühlen Grunde!

Dahin sind nun die hohen Ideale,
Die ich geträumt im heimathlichen Thale —
Sie schlummern in des Grabes dunklem Schooße;

Mein Geist jedoch eilt auf der Liebe Flügel
Weit über's Meer zu deinem Grabeshügel
Und pflanzt drauf, was auch du warst, eine Rose!

III.

Es war im Traum, da hörte ich erſchallen
Ein geiſterdumpfes, wehmuthvolles Stöhnen,
Ich folgte jenen wunderbaren Tönen
Und kam in eine Burg, die längſt verfallen.

Von hohen Zinnen, die's Geſchick verhöhnen,
Da ſah ich Trauerflöre niederwallen,
Als wollte man in dieſen öden Hallen
Mich mit des Lebens finſterm Schluß verſöhnen.

So ſtand ich auf verfallenem Geſteine,
Da nahteſt du dich mir, du Engelsreine,
Umgeben ach! von höherm Glorienſcheine,

Und ſagteſt leis: „Wenn wir uns wiederſehen
Dort in des Himmels glanzumſtrahlten Höhen,
Dann wollen wir das Hochzeitsfeſt begehen!"

Käthchen.

I.

In Urwalds grünem Dickicht,
An murmelnder Quelle Saum
Steht morſch und abgeſtorben
Ein junger Weidenbaum.

Doch eine wilde Rebe
An ihm empor ſich ſchwingt,
Den Stamm und die dürren Aeſte
Sie lebenskräftig umſchlingt.

O Käthchen, vom Himmel ſchaue
Auf unſerer Liebe Bild:
Du biſt die todte Weide,
Ich bin die Rebe wild!

II.

Und wie im Traum der Menſchengeiſt
Oft in ein Bild verſinkt,
Das aus entſchwund'ner, ferner Zeit
Herüber freundlich winkt,

So lebe ich in ſtetem Traum,
Der tief mein Herz durchbebt,
Denn ewig gleich dein holdes Bild
Vor meiner Seele ſchwebt.

III.

Du Wölkchen hoch am Himmel dort,
Du ziehſt ja ſo allein
Am ewig blauen Bogen fort,
Mußt wohl ſehr traurig ſein!

Ich fühle tiefen Schmerz mit dir,
Denn ach! die Liebſte mein
Die hat der Tod entriſſen mir,
Und ich bin nun allein.

IV.

Am grünen Rain, in ſchattiger Hecke,
Im dichten, blätterumhüllten Verſtecke,
Da ſah ich ein liebliches Röslein ſteh'n,
Das blühte ſo ſchön.

Doch eines Tages ein ſtürmiſches Wetter
Gewaltig durchrauſchte der Hecke Blätter
Und riß von traulich verborgenem Ort
Das Röslein mit fort.

Die Hecke träumt nun vom verlorenen Glücke —
Mein Herz auch theilt mit ihr ein gleiches Geſchicke:
Du warſt das blühende Röslein roth,
Der Sturm war der Tod.

V.

Und wie die Form in Lehm gemodelt
Des Abdrucks treu Gebilde trägt,
So hat auf meines Herzens Grunde
Dein holdes Bild sich eingeprägt.

Und wie dem Elemente trotzet
Das schwach aus Lehm gebaute Haus,
So löschen nie des Schicksals Stürme
Dein Bild aus meinem Herzen aus.

VI.

Schon manchen Berg hab' ich erstiegen,
Hab' manches Thal durchstreift,
Bin über manchen Fluß gefahren,
Hab' manchen Wald durchschweift.

Doch wo ich immer auch gewesen,
Fand nirgends Ruh' und Freud',
Fand nicht den Balsam, der da heile
Mein stummes Herzeleid.

VII.

Am Meere möcht' ich wohnen,
Am wogenden, tosenden Meer,
In einem Hüttchen, romantisch
Auf Felsen hoch und hehr.

Am Meere möcht' ich wohnen,
Wo schäumend die Flut zerstiebt,
Und singen in stillen Liedern,
Wie sehr ich dich geliebt.

Am Meere möcht' ich wohnen,
Am Meere, das ewig rauscht,
Und klagen mein tiefes Wehe
Einsam und unbelauscht.

VIII.

„Schlag' dir nur aus dem Kopf,
Mein Kind, das dumme Zeug,
Er iſt ein armer Tropf,
Und du biſt ſchön und reich!"

Die Mutter ſpricht's zum Kind,
Der Tochter fromm und gut,
Die folget ihr geſchwind,
Wie weh es ihr auch thut.

Doch Der, den ſie ſo ſehr,
So ſehr und innig liebt,
Zieht über's weite Meer,
Im Herzen tief betrübt.

Von dieſer Stund' verweht
Raſch ihrer Wangen Roth,
Und eh' ein Jahr vergeht,
Holt ſie ſchon ab der Tod.

Das Stück iſt alt, doch voll
Gehalt, tief liegt ſein Sinn —
Die jämmerlichſte Roll'
Hab' ich geſpielt darin.

IX.

Die ſchönen Stunden ſind entflohen
So voller Wonne, voller Luſt,
Und tiefer, immer tiefer wurzelt
Ein herber Schmerz in meiner Bruſt —
Folgt auf die Nacht doch ſtets der Morgen
Im ew'gen Wechſelgang der Zeit,
Doch nimmer kehren jene Stunden,
Die ich verbracht in Luſt und Freud'!

Entblättert auch der Herbſt die Bäume,
Wird's öd' und ſtille auch im Wald,
Der Frühling kommt, es grünt und blühet,
Des Sängers muntres Lied erſchallt;

So kehrt auf Erden Alles wieder
Im ew'gen Wechſelgang der Zeit,
Doch nimmer kehren jene Stunden,
Die ich verbracht in Luſt und Freud'!

Sie kehren nimmer, nimmer wieder,
Die Stunden hoher Götterluſt,
Dieweil der Tod, der kalte, bleiche,
Herzliebchen riß von meiner Bruſt —
Und kehrt auch Alles, Alles wieder
Im ew'gen Wechſelgang der Zeit,
Mein Glück, mein Sehnen, Hoffen, Lieben
Umſchließt das Grab in Ewigkeit!

X.

Raube Wege, öde Fluren,
An den Bäumen wenig Laub,
Und des Thales letzte Blume
Wird der rauhen Lüfte Raub.

Troſtlos ſchweift umher mein Auge,
Herbſtlich ſchimmert's allerwärts —
So auch floh dereinſt dein Sommer,
Denkſt du noch daran, mein Herz?

XI.

Dort unten in dem Thale,
Wo die drei Linden ſtehen
Und klar die Quelle rinnt,
Hab' ich das liebe Kind,
Das liebe Kind geſehen
Zum allerletzten Male.

Noch grünen die drei Linden
Im Thale dort, noch immer
Die Quelle klar dort rinnt,
Jedoch das liebe Kind,
Mein Käthchen, werd' ich nimmer
Auf Erden wiederfinden.

XII.

Der Tag neigt ſich zu Ende,
Es winkt des Abends Raſt,
Nun ruhen alle Hände
Von Tages Müh' und Laſt.

O wär' auch mir beſchieden,
Beſchieden mit der Nacht
Der Ruhe ſüßer Frieden,
Wenn's Tagewerk vollbracht!

Statt deſſen weinend klage
Der Nacht ich meinen Schmerz,
Den ich am hellen Tage
Verſchloſſen hielt im Herz.

XIII.

Du warſt wie eine Knospe fein,
Die ſich erſchließt im Frührothſchein,
Als uns, in kindlich ſtiller Lieb',
Das Schickſal auseinander trieb.

Ich kam zurück, du hatteſt ſacht
Entfaltet einer Roſe Pracht —
Wir hatten uns ſo gern, ſo gern,
Doch wieder rief es mich dir fern.

Und wenn ich nun zurücke kehr'
Find' ich die ſchönſte Roſ' nicht mehr,
Sie ſank verwelkt in's frühe Grab
Und zog mein Herz mit ſich hinab.

XIV.

O laß, mein Herz, das Klagen,
O laß es ſein,
Du ſollſt ſie ſtumm ertragen,
Die herbe Pein.

Die Roſ', die du erkoren,
Sahſt du verblüh'n —
Verloren bleibt verloren
Und hin iſt hin!

Ei, wie wär's möglich dann!

I.

„Ei, wie wär's möglich dann,
Daß ich dich laſſen kann!"
Leis aus dem Munde dein
Klang mir in's Herz hinein
Oftmals dies Lied.

Ei, es war möglich doch,
Nur zu wohl weiß ich's noch —
Frau Mama zürnte ſehr,
Sagte: „Nein! nimmermehr!"
Da war's vorbei.

II.

Wängelein friſch und roth
Küßte dir bleich der Tod,
Sieh! da ertönte leis,
Leiſe die fromme Weiſ'
Aus deinem Mund:

„Ei, wie wär's möglich dann,
Daß ich dich laſſen kann!
Hab' dich von Herzen lieb,
Glaube mir, drum vergib,
Drum vergib mir!"

III.

Jahre entfliehen ſchnell,
Schnell wie des Bächleins Well',
Lang' auch ſchon ſchloſſeſt du
Scheidend die Aeuglein zu,
Aeuglein ſo fromm;

Doch in dem Herzen mein
Tönt es noch hell und rein:
„Ei, wie wär's möglich dann,
Daß ich dich laſſen kann,
Hab' dich ſo lieb!"

Zu ſpät!

Nach einer wahren Begebenheit.

„O Vater, Vater, hört mich an
Und laſſet euer Herz erweichen,
Verſchonet mich mit dieſem Mann,
Nicht kann ich meine Hand ihm reichen!“
So flehet Minna mit der Glut
Der Liebe, die ihr Herz umſchließet,
Indem des Schmerzes Perlenflut
Hinab auf ihre Wangen fließet.

Er aber ſieht mit grimm'gem Blick
Sie an und ſpricht: „Wird nie geſchehen!
Beſchloſſen habe ich dein Glück
Und werde feſt darauf beſtehen.
Erſpare dir daher die Müh',
Wie oftmals ſoll ich's dir noch ſagen,
Ich änd're meinen Willen nie,
Drum laß dein Bitten, laß dein Klagen!“

„O, Vater, Vater, wollt ihr mir
Statt Glück nur eitlen Tand erwerben,
So ſchwör' ich auf den Knie'n euch hier,
Daß ich viel lieber möchte ſterben.
O Vater, ſehet meinen Schmerz,
Und gönnet mir die Wahl der Liebe —
Ihr hört mich nicht — hat euer Herz
Denn nie empfunden ſolche Triebe?“

„Ha, Thörin!“ fährt er barſch ſie an,
„Kommt ſolche Red' aus einem Munde,
Der mir Gehorſam weigern kann,
So fliehe mich von dieſer Stunde
Und wag' es nicht, dich mir zu nah'n,
Bis du ein gutes Kind willſt werden,
Das ſeinem Vater folgen kann,
Der nur ſein Beſtes will auf Erden.

„Wohlan, es sei!“ spricht Minna leis,
„Mög' mir der Himmel Kraft verleihen!
Es brennet in der Brust mir heiß
Das Herz — Ich will euch gern verzeihen,
Mein Vater; möge dieses Wort
Euch niemals bringen bitt're Reue!“
Sie spricht's, erhebt sich, stürzet fort
Hindurch die off'ne Thür' in's Freie.

Jedoch der tiefen Wehmuth Drang
Vergönnt allhier ihr keine Weile,
Sie sieht sich um, so angst und bang,
Und flieht mit großer Hast und Eile,
Und hemmet erst am blüh'nden Rand
Des Weihers, in des Gartens Mitte —
Der sich zur Zierde da befand —
Erschöpft der Eile flücht'ge Schritte.

Des Schmerzes Thränenquell versiegt
Und feurig glänzen ihre Blicke,
Indem sie leise zu sich spricht:
„Wohl träumte ich dereinst vom Glücke,
Ich träumte — doch des Reichen Haus
Sah ich es stolz vorüber wallen —
Was säum' ich noch? — Das Lied ist aus
Und meine Sterne sind gefallen!

„Drum lebe wohl, Geliebter mein,
Die finst're Stunde hat geschlagen,
Wo ich den Schwur, dir treu zu sein,
Nur durch den Tod dir ab kann tragen;
Leb' wohl, des Vaters streng Gebot
Dämpft nicht der Liebe heilig Feuer,
Denn dies nur kann allein der Tod!“
Sie spricht's und stürzt sich in den Weiher.

Indeß jedoch ſich Minna mit
Dem Tode ſuchet zu vertrauen,
Stürzt aus dem Haus mit flücht'gem Schritt
Ihr Vater, um nach ihr zu ſchauen.
Und ſieh! der Fluch der böſen That
Läßt niemals lange auf ſich warten,
Er reißt ihn fort auf krummem Pfad,
Dem Weiher zu, durch ſeinen Garten.

Schon ſchweift, nicht ferne mehr, ſein Blick
Umher, die Tochter zu entdecken,
Da fährt urplötzlich er zurück,
So ſehr erfaßt ihn wilder Schrecken —
Was er geahnt, was er gedacht,
In Wirklichkeit muß er es ſehen,
Wie er auch jammert, fleht und klagt,
Zu ſpät! zu ſpät! — es iſt geſchehen!

Zu ſpät! zu ſpät! kein Widerruf
Des Wortes, das er ihr gegeben
Und das ſo viel des Unheils ſchuf,
Ereilt die Tochter noch beim Leben —
Er rafft ſich auf, ſein Auge ſprüht,
Schreckhaft, des Wahnſinns düſt'res Feuer,
„Ich komme nach!“ ruft er und flieht
Mit großer Eile nach dem Weiher.

Doch nicht der Tochter gleiches Loos
Iſt ihm von dem Geſchick geſtattet —
Am Strande ſinkt er athemlos
Zuſammen, bis zum Tod ermattet —
Die Sonne ſinkt, des Tages Lauf
Iſt nun vollbracht nach vielen Klagen,
Doch an der Tochter Grab hört auf
Ein reuig Vaterherz zu ſchlagen.

Der Regenſchirm.

Eine Hiſtorie.

Am zwanzig-neunten Februar
Beginnet die Geſchichte,
So ich nach Dickens, Boz genannt,
Euch bringe im Gedichte;
Drum gönnt mir zehn Minuten Zeit,
Zur allgemeinen Heiterkeit
Will ich ſie euch erzählen:

Vom Himmel ſtrömte dicht herab
Schneeuntermiſchter Regen,
Da ſchritt ein Mann durch öds Moor
Auf ungebahnten Wegen;
„O Gott!“ ſo ſpricht er leis für ſich,
„Hätt' einen Regenſchirm doch ich,
Wie wollte ich dir danken!“

Kaum hatt' dem Himmel er geklagt,
Durchnäßt, ſein ſtilles Leiden,
Da ſieht er vor ſich hin ein Weib
Mit einem Schirme ſchreiten;
Er ſinnt nicht lang und ſpringt ihr nach
Und ſpricht: „Erlaubt, daß euer Dach
An eurer Seit' mich ſchütze!“

Er ſpricht's, und plötzlich in die Hand
Wird ihm der Schirm gedrücket,
Das Weib jedoch verſchwunden iſt,
Wie er auch um ſich blicket —
Er ſtaunt, doch hält er feſt den Stiel
Und ſpricht: „Welch ſonderbares Spiel
Trieb mit mir dieſe Hexe!“

Doch härmt er ſich darob nicht lang,
Der Stadt eilt er entgegen,
Der Schirm iſt groß und weit geſpannt
Und ſchützt ihn vor dem Regen—
Eh' eine Stunde noch verſtreicht
Hat er auch ſchon die Stadt erreicht,
Das Ziel der heißen Sehnſucht.

In einer Schenke kehrt er ein,
Läßt einen Grog ſich geben,
Da hört er eine grauſe Mähr',
Die man erzählt ſich eben.
Die Worte dringen in ſein Ohr:
„Heut' geht die Hanne auf dem Moor
Mit ihrem Regenſchirme!

„Weh', weh' Dem, der aus ihrer Hand
Ihn anzunehmen waget,
Vier lange Jahre findet er
Nicht Ruh', der Schirm ihn plaget;
Iſt ſeine Mühe noch ſo groß,
Er wird den Regenſchirm nicht los
Vier lange, lange Jahre!"

„Der Wahn, der Aberglaube iſt
Fürwahr noch groß auf Erden,"
Spricht unſer Held, „hätt' ich den Schirm,
Ich wollte los ihn werden!"
Man ſtaunt ihn an, doch auf er ſteht,
Bezahlet ſeine Zech' und geht
Nach Hauſe flücht'gen Schrittes.

„Wenn wahr, was ich gehört," denkt er,
„Das wäre doch ein Jammer!"
Doch leichten Sinnes ſtellt den Schirm
Er in die Rumpelkammer—
„Und iſt auch die Geſchichte wahr,"
Spricht er, „ich will dir gern vier Jahr'
Hier einen Platz vergönnen!"

Er geht zu Bett und ſchlummert bis
Der Morgen graut im Oſten —
Er wachet auf, erſchrickt, der Schirm
Lehnt an des Bettes Pfoſten.
„Ei, ei!“ denkt er „o welcher Graus!
Doch wart', du kommſt mir aus dem Haus
Und zwar ſo bald als möglich!“

In's Wirthshaus geht er, ſtellt den Schirm
In eine dunkle Ecke,
Vorſichtig raſch, daß Niemand ihn
Auf ſeiner That entdecke.
Er trinkt ein Glas, bezahlt, will geh'n,
Schielt nach dem Schirm, denkt: „Hier bleib' ſteh'n
Für immer, meinetwegen!“

Er ſtürzt hinaus und eilt die Straß'
Entlang als wie beſeſſen,
Nachſpringt der Wirth: „Ihr Schirm, mein Herr,
Sie haben ihn vergeſſen!“ —
Er dankt ihm höflich äuſſerlich,
Doch innerlich denkt er für ſich:
„Daß dich der Teufel hole!“

Und wie er ſo des Weges geht,
Verſunken in Gedanken,
Drei gold'ne Kugeln ſieht er da
Vor einem Hauſe ſchwanken,
Und plötzlich zuckt's ihm durch's Gehirn,
Des Kummers Wolken auf der Stirn
Sind im Moment verflogen.

In's Pfandhaus tritt er ſtracks hinein,
Und ſchon nach wenig Worten
Hat er verſetzt den Schirm, der ihm
Läſtig bereits geworden.
Und freudig eilet er nach Haus,
Oeffnet die Thüre und — o Graus! —
Was muß er da erblicken?

In Hausgangs Ecke lehnt der Schirm,
Der so verhängnißvolle.
„Zum Teufel!“ spricht er zornentbrannt,
„Willst du mich machen tolle?“
Und wieder stürzt er mit ihm fort
Zum Fluß an einen stillen Ort
Und wirft ihn in die Fluten.

Zufrieden lächelnd sieht er ihn
Im Strome untergehen;
Das hat ein Schiffer, der nicht fern
Am Strande steht, gesehen;
Vom Ufer stößt er schnell sein Schiff,
Faßt noch zu rechter Zeit am Griff
Den Schirm, um ihn zu retten.

Sein Eigenthümer, der es sieht,
Ist schnell davon geflogen;
Der Schiffer rennt ihm nach und ruft:
„Gerettet aus den Wogen!“
Ist übergroß auch sein Verdruß,
Den Regenschirm er nehmen muß
Und noch ein Trinkgeld geben.

Er geht, und heißer Sorge Qual
Ihm aus dem Schirm ersprießet;
Er hört und sieht nichts, wie man ihn
Auf seinem Weg auch grüßet.
Wie er so in Gedanken sann,
Da plötzlich fällt ihm ein ein Plan,
Der macht ihn froh und heiter.

Kaum noch zu Hause angelangt,
Gönnt er sich keine Weile,
Verpackt den Zauber-Regenschirm
Mit großer Hast und Eile—
An eine Firma, ihm bekannt,
In einer Stadt an Indiens Strand
Alsdann er ihn versendet.

Den nächsten Tag bei ihm erscheint
Per Extra-Post ein Bote
Und hinterläßt, nebst einem Pack,
Versiegelt eine Note.
Er öffnet rasch, erstaunt, erschrickt,
Der Schirm wird ihm zurückgeschickt
Mit folgendem Bemerken:

„Herr! Hören Sie, Sie sind verrückt —
Fürwahr, es wär' kein Wunder —
Sonst hätten Sie uns sicherlich
Verschont mit solchem Plunder —
Und bitten wir Sie, fernerhin
Uns nicht mehr unnütz zu bemüh'n
Mit solchen dummen Scherzen."

Das greift ihn ganz gewaltig an,
Wirft ihn auf's Krankenlager,
Die Augen treten weit hervor,
Die Wangen werden mager —
Es phantasirt im Fieberwahn
Bei Tag und Nacht der arme Mann
Stets von dem Regenschirme.

Und ehe noch Genesung ihm
Die alten Kräfte bietet,
Hat er des Schirms Vernichtungs-Plan
Im Kopfe ausgebrütet.
Im Glücke, übermäßig groß,
Jauchzt er: „So werde ich dich los,
Verfluchtes Hexen-Möbel!"

Er macht ein Feuer, übergibt
Den Regenschirm den Flammen.
Verzehrend schlägt das Element
Hoch über ihm zusammen;
Voll Freud' sein Blick sich weidet d'ran —
So mocht' fanatisch blinder Wahn
Die Ketzer schmoren sehen.

Zu Asche ist herabgebrannt
Kaum noch der Scheiterhaufen,
Da reißt er weit die Augen auf,
Möcht' sich das Haar ausraufen —
Vor ihm der Schirm liegt unversehrt,
Trotzdem er sah, daß ihn verzehrt
Des mächt'gen Feuers Flammen.

Und voller Wuth nimmt er ein Beil,
Schwingt hoch es, zum Entsetzen —
„Muß ich," spricht er, „besitzen dich,
So sei's in tausend Fetzen!"
Doch schon bei'm ersten Streich, o weh'!
Haut er sich in die große Zeh',
Daß es gewaltig blutet.

Drei volle Monat' fesselt ihn
An's Bett des Schicksals Tücke,
Und hinkt selbst dann er, unter Schmerz,
Herum an einer Krücke;
Doch kaum vollständig noch kurirt,
Hat wieder er auf's Neu' probirt,
Des Schirms sich zu entleb'gen.

Umsonst! An Körper, wie an Geist
Ist seine Kraft gebrochen,
Und ist an ihm fast übrig nichts
Als lauter Haut und Knochen;
Wie eine Leiche wandelt er,
Des Erdenlebens müd', umher
Und denkt nur noch an's Sterben.

Vier Jahre zogen ihm so hin,
Des Lebensglücks benommen,
Der zwanzig-neunte Februar
War wiederum gekommen;
Er achtet nicht darauf — da sieh!
Ein Brief erscheint in aller Früh',
Deß Inhalt also lautet:

„Mein Herr, ich danke Ihnen ſehr,
Daß Sie ſo gut geweſen,
Von meinem Regenſchirme mich
Vier Jahre zu erlöſen,
Und bitte Sie, denſelben mir —
Adreſſe laſſ' ich folgen hier —
Per Poſt zu überſenden."

Er lieſt und wähnt, es ſei ein Traum,
Doch gönnt ſich keine Weile,
Schafft auf die Poſt den Regenſchirm
Mit großer Haſt und Eile —
Und ſieh! von dieſer Stunde an
War los den Regenſchirm der Mann
Zu ſeines Lebens Freude.

Und nun, ihr lieben Leute, iſt
Zu Ende die Geſchichte,
So ich nach Dickens, Boz genannt,
Euch brachte im Gedichte.
Gefiel ſie euch, ſo iſt's mir lieb —
Ein Sonntag, regneriſch und trüb',
Mich zum Verfaſſer machte.

Der Seminolen-Häuptling.

In Florida's ſchauriger Urwalds-Nacht,
Wo durch's Dickicht ein Strahl der Sonne kaum lacht
Und ſüß geſchwängert die milde Luft
Mit der Magnolien Blüthen-Duft;

Wo üppiges Gras ſich wirr verſchlingt,
In langen Bogen das Moos ſich ſchwingt,
Wo rings um der Bäume Wurzeln ſo ſeicht
Der Boden, daß unter dem Tritt' er weicht;

Wo im Gestrippe verborgen ruht
Der giftigen Schlangen zischende Brut
Und zahllose Alligatoren mit Hast
Sich tummeln im schattendüst'ren Moraſt —

In diesem Bereich, voll Nacht und Graus,
War mit den Seinen der Häuptling zu Haus,
Da hat er des Feindes Uebermacht
Geborgen mit stolzem Trotze verlacht.

So war der Wälder freier Sohn
Ein Schrecken der ganzen Nation —
Oft wies er mit Hohn und Verachtung im Blick
Der Käuflichkeit glänzende Lockung zurück.

So kämpft' er wohl mehr denn zwanzig Jahr'
Mit seines Stammes muthiger Schaar,
Da fiel sein Stern, man fing ihn ein
Und zerstreute die theuren Brüder sein.

Man führt' ihn durch das weite Land,
Ließ schau'n ihn die Werke von Menschenhand,
Man zeigt' ihm die Pracht und den Glanz der Welt,
Lobt' seinen Muth und pries ihn als Held.

Er staunt' nicht, was er immer auch sah,
Er sprach nicht, was um ihn auch geschah,
Er aß nicht und trank nicht, was man ihm auch bot,
Das Herz des gefangenen Löwen war todt.

Und stündlich welkt' er mehr dahin,
Da führten in den Wald sie ihn —
Noch einmal leuchtet' sein Auge auf
Und er schloß es, hinsinkend, für immer darauf.

Der Feen-See.

Ein romantiſches Gedicht.

Prolog.

Wohl ſind es Klänge, weich und mild,
Die ſchon in frühen Jugendtagen
Mich mit Begeiſterung erfüllt,
Doch nimmer mochte ich es wagen,
Darum die Saiten anzuſchlagen —
Stets ſchien zu fern mir das Gelingen,
Wie mich's auch drängte, ſie zu ſingen.
Jetzt, da ich von Erfolgen träume,
Die mir Erkenntniß nicht verſagt,
Däucht mir's nicht allzuviel gewagt,
In ſchlichte Verslein, ſchlichte Reime
Das Kind der Phantaſie zu kleiden,
Und an der Muſe Hand beſcheiden,
Die huldreich ſtets mir zugewandt,
Eil' ich durch dämmernde Vorzeiten
Zurück in's gold'ne Märchenland.

I.

Die Sterne ſchimmern in der Höh'
Und ſpiegeln ſich im klaren See,

Im klaren See, im Waldesgrund,
Zur ſpäten Sommer-Abend-Stund'.

Da löst ein Jüngling an dem Strand
Des leichtbewegten Kahnes Band,

Springt dann hinein mit keckem Muth
Und ſteuert durch die Silberflut.

Es dehnt ſich immer mehr der Raum,
Der zwiſchen ihm und Ufers Saum,

Bis endlich rings des Seees Strand
Nur noch ein dunkles Schattenband.

Alsdann zieht er das Ruder ein,
Schaut müßig in die Flut hinein;

Er ſchaut hinein und merkt es nicht,
Daß Morpheus über ihn ſich biegt

Und ihm ganz leis zu ſanfter Ruh'
Die Augenlider ſchließet zu.

II.

In einem wunderſüßen Traum
Schwelgte der Geiſt des Jünglings kaum,

Da plötzlich ſteiget wunderbar
Aus klarer Tief' der Feeen Schaar,

Und leicht, von Zaubermacht gewiegt,
Sich Eine an die And're ſchmiegt,

Und ſchlingen froh, auf glatter Bahn,
Den Reigen um des Jünglings Kahn.

Den Kahn jedoch mit ſeiner Laſt
Mit einem Mal' ein Wirbel faßt,

Und wie ſo enger wird der Kreis
Der Fee'n, dreht er ſich nieder leis

Stets tiefer in den Waſſerſchlund,
Bis er erreicht der Tiefe Grund;

Dann ſchließt ſich über ihm die Flut,
Die wieder wie ein Spiegel ruht

So einſam, tief im Waldesgrund,
Zur ſpäten Sommer-Abend-Stund'.

III.

In eines Palmenhaines Nacht
Der Jüngling trunk'nen Blicks erwacht —

Er trauet ſeinen Augen kaum,
Es däucht ihm ſchier ein reger Traum.

Jedoch darob nicht lang er sinnt,
Eilt frohen Muths davon geschwind

Und kommt alsbald darauf in's Frei',
Hier aber staunet er auf's Neu'.

Vor ihm, beglänzt vom Abendstrahl,
Liegt eine Stadt im prächt'gen Thal.

Durchsichtig hell von Glas-Krystall
Sind aufgeführt die Häuser all';

Von lauterm Gold die Thürme sind,
Auf denen Flaggen weh'n im Wind,

Ja selbst die Straßen, wunderbar,
Von Silber glänzen spiegelklar.

Der Jüngling staunt ob dieser Pracht
Und nach der Stadt zieht's ihn mit Macht.

IV.

Ein Schloß steht mitten in der Stadt,
Das mehr denn hundert Thürme hat;

Stolz auf krystall'nem Hügel steht
Es hoch in seiner Majestät;

Aus Abendroth und Sonnenschein
Es hingezaubert scheint zu sein.

Davor sich weit ein Platz erstreckt,
Mit funkelndem Gestein bedeckt,

Wo sich des Himmels klares Licht
In tausendfält'gem Schimmer bricht.

Dorthin sieht er viel Volkes zieh'n —
Ihn selber zieht es mächtig hin.

Es drängt alsbald der Menschenknäu'l
Von statten ihn mit großer Eil'.

Frägt Einen er an ſeiner Seit',
Was in dem Schloſſe vorgeh' heut'?

Und Antwort wird ihm auf die Frag':
„Heut' iſt der Königin Hochzeitstag."

V.

Und vor dem Schloß der weite Raum
Gewähret Platz den Menſchen kaum,

Die immer noch in Strömen zieh'n
Zum Hochzeitsfeſt der Königin.

Schon hat er längſt ſich überfüllt
Und bietet dar ein reges Bild.

Sieh'! da erſcheint mit einem Mal'
Die Königin unter dem Portal,

Im Sonnenſcheine glänzet weit
Ihr edelſteindurchwoben Kleid.

Der Jüngling ſtaunt—ihm däucht's ein Traum
Zu ſein, er kann ſich faſſen kaum,

Manch ſchönes Kind ſah er bereits,
Doch niemals ſolcher Schönheit Reiz;

Und leiſe ſpricht er vor ſich hin:
„Wie ſchön biſt du, o Königin!

Wen immerhin du nenneſt dein,
Er muß des Glückes Günſtling ſein!"

VI.

Als ſchon verhallt der Jubel-Chor,
Erregt die Königin tritt vor,

Sie öffnet ihren Roſenmund
Und tiefe Still' herrſcht in der Rund':

„Mein theures Volk!" ſo hebt ſie an,
„Dem ich mit Liebe zugethan,

Ich habe dich geladen ein,
Zugegen einem Fest zu sein,

Wo Hand und Scepter liebevoll
Ich einem Gatten reichen soll,

Der stets in Lieb' und stets in Treu'
Ergeben seinem Volke sei!"

Sie spricht's, da hallt es in ihr Ohr:
„So führe uns den König vor!"

Flugs eilt sie in den Menschenschwarm,
Reicht unserm Jüngling ihren Arm,

Tritt mit ihm unter das Portal,
Spricht: „Euer König, mein Gemahl!"

VII.

In wohlgeruchdurchwehtem Raum
Erwacht, nach wunderfüßem Traum,

Der Jüngling, staunend ob der Pracht,
Die zaub'risch ihm entgegen lacht.

Doch wenn sein Blick in's Freie schweift,
Wo manche fremde Fruchtart reift

Und Blumen zwischen saft'gem Grün
In selt'nem Farbenglanze blüh'n,

Wo Vogelsang erschallet, wie
Die reinste Sphären-Harmonie,

Wo Quellen sprudeln silberrein
Und schatt'ge Grotten laden ein,

Und wo nach jeder Richtung hin
Fontainen Demantfunken sprüh'n,

Da wähnt er sich im Paradies,
Wo Alles ihn genießen hieß;

Jedoch mit Trauer in dem Blick
Sinkt auf sein Lager er zurück —

VIII.

Prunk, Titel, Reichthum, Glanzes-Pracht
Verlieren ihres Reizes Macht

Für Den, deß Herz beweget Lieb'
Mit süßem sehnsuchtsvollem Trieb.

Und so ist's mit dem Jüngling, der
Versunken in Gedanken schwer.

Vor seinem Geistes-Aug' entrollt
Sich rasch ein Bild, so traut, so hold,

So hold, so lieb, so engelschön,
Das er, däucht ihm, im Traum geseh'n.

Doch wie ein Blitz die Wolken-Nacht
Durchzuckt, flieht ihn des Zweifels Macht,

Denn leichten Schritts tritt vor ihn hin
Mit einem Mal die Königin.

Und jubelnd springt er auf voll Freud',
Spricht: „Gott, so ist es Wirklichkeit!

Ja, ja, du bist's! Es ist kein Traum —
O Glück, dich kann ich fassen kaum."

IX.

In einer Blüthenlaube Nacht,
Durch die kein Strahl der Sonne lacht,

Schmiegt unser Held in sel'ger Lust
Sein Haupt an seiner Gattin Brust.

Schaut ihr in's Auge fromm und rein,
Tief, tief bis in das Herz hinein,

Biegt dann den Arm, in Liebe heiß,
Um ihres Nackens blendend Weiß.

Und sieh! in trunk'ner Liebesglut
Sein Mund auf ihren Lippen ruht.

Die Königin ſelber ſchwelgt in Luſt
Und ſchließt ihn feſter an die Bruſt.

Und ſtärker ſtets ihr Herze pocht
Und höher ſtets ihr Buſen wogt,

Daß ſich der leichten Hülle Band
Aus leichtgeſchürztem Knoten wand

Und heimlich lüſtern offenbart
Was Tugend gier'gem Blick verwahrt.

X.

Und da ſie pflegen ſüßer Minn'
Urplötzlich wird ſo trüb zu Sinn

Der Königin; es rinnen leis
Aus ihren Augen Zähren heiß.

Und Jener drauf erhebt ſich leicht
Und von der Stirne zärtlich ſtreicht

Er ihrer Locken Füll' zurück
Und ſpricht mit liebevollem Blick:

„Mein Kind, das meine Seele liebt,
Was iſt's, das dir das Auge trübt?"

Darauf verſetzt die Königin:
„Denk' ich, daß du von mir wirſt zieh'n,

Du, den ſo innig liebt mein Herz,
Ergreift mich bitt'rer Wehmuth Schmerz —

O bleibe und verlaß mich nicht,
Folg' nicht der Lockung and'rer Pflicht,

Schenk' ihrer Stimme kein Gehör,
Was du vergibſt kehrt nimmermehr!"

XI.

„Mein theures Liebchen," Jener ſpricht,
„Du redeſt da von and'rer Pflicht,

Du sprichst es so geheimnißvoll,
Nicht weiß ich, wie ich's deuten soll;

Doch wie es immer damit sei,
Nur glaub' an meine Lieb' und Treu':

Die Flammenglut, die in mir loht
So heilig, löscht allein der Tod—

Mit glüh'nden Banden hast du mich
Gefesselt ewig ja an dich!

Drum weine nicht; wenn ich es seh',
Ergreifet mich ein stummes Weh

Und blut'ge Thränen weint mein Herz
Ob deiner tiefen Wehmuth Schmerz.

Drum weine nicht, und sieh mich an
So liebevoll, wie du's gethan!"

Er spricht's und sieh! durch Hand und Mund
Besiegelt wird auf's Neu' der Bund.

XII.

Es lächelte der junge Tag
In's königliche Schlafgemach,

Und unser Held, der längst entfloh
Des Schlummers Armen, wandelt froh

Hinaus, und in der Morgenluft,
So reich an würz'gem Blüthenduft,

Wird ihm die Brust so weit, so weit,
Sein Auge schwimmt in Heiterkeit.

Und durch den Park treibt es ihn fort
Bis zu der fernsten Grenze Ort,

Und da ihn Müdigkeit erfaßt
Entschließt er sich zu kurzer Rast.

Alsbald ein duftdurchwehter Hain,
Dazu ihn freundlich ladet ein.

Auf einen Stein ſetzt er ſich hin,
Schaut in des Blätter-Meeres Grün,

Indeſſen ſeinem Geiſt ein Bild
Vorſchwebet, traulich, hold und mild.

XIII.

Wie ſich mit großer Schnelligkeit
Ein Bild oft an das and're reiht,

Enteilt der Geiſt mit raſchem Schwung
Auf Flügeln der Erinnerung.

So in Gedanken ſieht er jetzt
In ſeine Heimath ſich verſetzt,

Wo an des ſtillen Seees Strand
Sich hoch auf einer Felſenwand,

Die ſteil empor zum Himmel ſtrebt,
Der Eltern ſtolzes Schloß erhebt.

Und plötzlich wird's ihm weh um's Herz —
Iſt's wohl des Heimwehs herber Schmerz,

Der leis erſchließt der Thränen Quell'
In ſeinen Augen klar und hell?

O nein! es iſt die ſüße Qual,
Die ihn erfaßt mit einem Mal

Ob all dem ſorgenvoll Bemüh'n,
Das bei den Seinen herrſcht um ihn.

XIV.

So ſinnt er lang, allmählich reißt
Des Wachens Band — vor ſeinem Geiſt

Schwebt immer noch daſſelbe Bild,
Doch mehr und mehr verzerrt ſich's wild.

Er ſieht, wie von der Felſenwand
Sich thalwärts in das eb'ne Land

Ein Leichenzug bewegt — und Grau'n
Erfaßt ihn, wagt kaum hinzuſchau'n.

Ein altes Männlein raſch er frug:
„Was iſt das für ein Leichenzug?“

Darauf das alte Männlein ſpricht:
„Ei, junger Herr, das wißt Ihr nicht?

Die Gräfin iſt's und ihr Gemahl,
Die man zu Grabe trägt in's Thal;

Der Kummer um den einz'gen Sohn,
Der ſpurlos ihnen iſt entfloh'n,

Hat vor dem Lebens-Abend früh
Dem Grab anheimgegeben ſie.“

XV.

Das Männlein ſpricht's, und angſtdurchglüht
Der Schlummer unſern Helden flieht.

Und auf von ſeinem Sitz er ſpringt,
Indeß ſich ſeinem Aug' entringt

Ein Thränenſtrom, und fort treibt's ihn
Zurück in's Schloß zur Königin.

Er höret nicht auf ſeinem Gang
Der Vöglein munteren Geſang,

Der Blumen ſelt'ne Farbenpracht
Verlieren ihres Reizes Macht,

Er ſchaut nicht zwiſchen ſaft'gem Grün
Manch' fremde Fruchtart golden glüh'n;

Vor den Fontainen er nicht weilt,
An Grotten er vorüber eilt,

Es drängt ihn fort mit Allgewalt
Zur Königin ohn' Aufenthalt —

Schon tritt er ein, ſchon ſchaut er ſie
Und ſinket vor ihr auf die Knie'.

XVI.

Inbrünſtig fleht er: „Königin,
O hab' Erbarmen, laß mich zieh'n!

Laß zieh'n mich zu den Eltern mein,
Ich will dir ewig dankbar ſein!

Es herrſcht bei ihnen große Noth —
Sie grämen ſich um mich zu Tod!

Es pocht ſo wild, ſo wild mein Herz,
Empfindet tief der Theuren Schmerz!

Der Glanz, die Herrlichkeit, die Pracht,
Selbſt deiner Schönheit Zaubermacht,

Mit der du mich gefeſſelt haſt,
Wird mir zur Qual, wird mir zur Laſt!

Der Sehnſucht Drang, der mich durchglüht
Und mich auf Schwingen heimwärts zieht,

Bringt bald'gen Tod mir ſicherlich,
So du nicht läſſeſt ziehen mich

Dorthin, wo von der ſteilen Wand
Der Eltern Schloß ſchaut weit in's Land!"

XVII.

Die Königin traurig ſenkt das Haupt
Und ſpricht: „So biſt du mir geraubt

Durch einer falſchen Täuſchung Spiel,
Das heiß bedränget dein Gefühl?

O bleib' bei mir, verlaß mich nicht,
Was auch zu dir dein Herze ſpricht;

Minuten gleich verfließen dir
Die Jahre hier, dies glaube mir,

Und manch Jahrhundert mocht' verweh'n
Seit du die Heimath nicht geſeh'n,

Drum bleibe hier, kehr' nicht zurück,
Theil' mit mir Reichthum, Macht und Glück!"

Darauf spricht Jener: „Laß mich fort,
Nicht fesselt mehr mich dieser Ort

Trotz seiner paradies'schen Pracht,
Heim zieht es mich mit aller Macht!"

Betrübt versetzt die Königin:
„So magst du in's Verderben zieh'n!"

XVIII.

Die Sterne schimmern in der Höh'
Und spiegeln sich im klaren See,

Im klaren See, im Waldesgrund'
Zur späten Sommer-Abend-Stund',

Da schwimmt ein Kahn auf klarer Flut,
In dem ein Jüngling schlummernd ruht,

Und da er an das Ufer treibt,
Erwacht der Jüngling und er reibt

Von seinen Augen, wie ein Kind
Halb träumend noch, den Schlaf geschwind.

An's Ufer springt er rasch alsdann,
Eilt flücht'gen Schritts zur Höh' hinan

Den Stufenpfad, ihm wohlbekannt,
Gehauen in die Felsenwand,

Der arg vom Zahn der Zeit zernagt,
Daß ihm gar oft der Tritt versagt.

Doch Sehnsucht ihn beflügelt leicht,
Daß er alsbald sein Ziel erreicht.

XIX.

Vor einem altersgrauen Schloß,
Von dessen Zinnen Gras und Moos

In langen Flechten niederweht,
Der Jüngling ſtarren Blickes ſteht.

Ein Seufzer laut ſich ihm entringt,
Dann auf die Pforte zu er ſpringt,

An der die roſt'gen Angeln nur
Bezeugen noch des Thores Spur.

Der Hof liegt öd', jedoch darauf
Hat er nicht Acht und eilt hinauf

In's Schloß, den Treppengang zunächſt,
Wo zwiſchen Fugen Unkraut wächst.

Den Corridor entlang von da,
Deß Wölbung dem Verfalle nah,

Gelangt er vor den Saal alsbald,
Hier aber macht er plötzlich Halt.

Der Schutt verhindert ihn am Geh'n —
Wie angewurzelt bleibt er ſteh'n.

XX.

Und da durch öde Räume ſchweift
Sein Blick, durch die der Nachtwind pfeift,

Und ihn manch aufgeſchreckte Dohl'
Durch ihr Geſchrei begrüßet hohl;

Da rollen ihm von Augen heiß
Der tiefſten Trauer Perlen leis

Und ſpricht: „Wie kann es möglich ſein?
Erſt geſtern war's, beim Dämmerſchein,

Als an den See ich, munter, froh,
Zur Fahrt aus deinen Hallen floh.

Ich kehr' zurück und find', o Gott!
Daß längſt die lieben Eltern todt,

Liegt doch dein Leib geraume Zeit
Mit der Vernichtung ſchon im Streit!"

Er spricht's und sinkt auf einen Stein
Und nicket trüben Sinnes ein

Und träumet ferne sich zurück
In sel'ger Knabenjahre Glück.

XXI.

Der Strahlen glüh'nde Pfeile schoß
Die Sonne längst schon in das Schloß

Und mancher auch den Jüngling traf,
Der nun erwacht von süßem Schlaf.

Er faßt sich schnell und rafft sich auf,
Flieht der Ruine Trümmerhauf'.

Erreicht hat er den Ausgang kaum,
Da sieht er in des Hofes Raum,

Wo Unkraut wuchert massenhaft,
Auf längstzerborst'ner Säule Schaft

Beschäftigt einen jungen Mann,
Der überträgt, so rasch er kann,

Die Burg-Ruine Zug für Zug
In ein geöffnet Skizzen-Buch.

Er tritt hinzu und fraget ihn
Gar Manches über die Ruin'.

Zur Antwort Jener, gern bereit,
Legt Stift und Arbeit schnell beiseit':

XXII.

„Fünfhundert Jahre mögen's sein,
Als dieses altersgrau' Gestein

Voll Majestät in's weite Land
Noch schaute von der Felsenwand.

Ein gräflich Paar bewohnt' dies Schloß
Mit ihres Hauses letztem Sproß,

Der war ein tolles, junges Blut,
Schön von Geſtalt und hoch an Muth,

Und fanden an ihm allezeit
Die Eltern ihres Lebens Freud'.

Sieh! da geſchah's mit einem Mal,
Daß ſie ereilte herbe Qual.

Zur Bootfahrt ſtieg im Abendſchein
Hinab zum See ihr Sohn allein

Und ließ ein myſtiſches Geſchick
Ihn kehren nimmermehr zurück —

Die Eltern raffte hin der Schmerz,
Das Schloß auch fiel der Zeit an's Herz."

XXIII.

Und wieder iſt's zur ſpäten Stund',
Als an dem See im Waldesgrund'

Ein bleicher Jüngling klagend ſteht,
Deß wallend Haar im Winde weht;

Und ſeine Stimm' hallt über'n See:
„O ſteig' empor, du ſchöne Fee!

O ſteig' empor, o komm' herauf,
In deine Arme nimm mich auf!

Nimm auf mich, ſchöne Königin,
Will nimmer deine Nähe flieh'n!

Die Eltern ruh'n in Grabes Schooß,
In Trümmern liegt der Ahnen Schloß,

Und wo ich hinſchau', rings umher,
Scheint mir die Welt ſo öd', ſo leer —

Und wilde Sehnſucht zieht mich hin
Zu dir, du Feen-Königin!

Drum hör' mein Flehen, komm herauf
Und nimm den Lebensmüden auf!"

XXIV.

Er spricht's, jedoch nichts regt die Flut,
Die wie ein Riesenspiegel ruht,

Deß silberhellen Flächenraum
Umrahmt des Waldes Schattensaum.

Da plötzlich springt von moos'gem Sitz
Der Jüngling auf — rasch, wie der Blitz

Durchzuckt der Wetterwolken Nacht,
War der Entschluß erdacht — vollbracht.

Voll Jugendkraft ein rascher Sprung,
Der ihm verleiht gewalt'gen Schwung,

Und gurgelnd über ihm sich schließt
Die Flut und Schaumgestäube fließt

Umher in immer weiterm Kreis,
Bis es zerrinnt am Ufer leis —

Und es wird still — des Seees Flut
Gleich einem Spiegel wieder ruht,

So einsam, tief im Waldesgrund'
Zur späten Sommer-Abend-Stund'.

Die sieben Meer-Minnen.

Eine Friesische Sage.

(1859.)

I.

Es fuhr ein Schiffer einst über das Meer,
Da tobt' ein wilder Orkan gar sehr.

Er heulte, tobte, peitschte voll Wuth
Zu immer höheren Bergen die Flut.

Das Schifflein aber ward in dem Gewühl
Des Elements der Wogen Spiel.

Das Ruder versagte der Richtung Kraft,
Das Takelwerk riß am Mast und Schaft.

Die Segel flatterten sämmtlich zerfetzt
Hoch um die Wimpel, vom Gischte genetzt.

Der Schiffer jedoch in seiner Noth
Sah schon in den schäumenden Wogen den Tod,

Ihm winkt' aus nebelumzogener Fern'
Kein Retter, kein freundlicher Hoffnungs-Stern.

Und wie er so harrt' ohn' Trost und Muth,
Bis ihn umarme die stürmische Flut,

Gewahrt' er sieben Meer-Minnen, so schön,
Wie er zuvor keine Wesen gesch'n;

Sie schlangen den Reigen in toller Lust,
Auf Wellen erhoben bis unter die Brust.

Der Schiffer jedoch mit stierem Blick
Sah hin und träumte von nahendem Glück.

Er rief sie an mit erhöhtem Muth:
„O helft mir, Meer-Minnen, so traut und so gut!

O helft mir aus meiner so großen Noth,
Will schwören euch Treue bis in den Tod!"

Es flehte jedoch der Schiffer nicht lang,
Da nahten sie ihm sich mit frohem Gesang:

„O guter Schiffer, willst schwören uns Treu',
So ruhe das Meer, die Gefahr sei vorbei.

Doch überlege dir vorher es gut,
Ob du dazu beständigen Muth;

Denn brichst du den Schwur, ereilet dich Noth,
Verderben, Unheil und sicherer Tod!"

Der Schiffer hatt' es kaum gelobt,
Da hatte der Sturm auch schon ausgetobt.

Es ſchwieg des Orkanes grauſige Wuth,
Und eben ward die toſende Flut.

Des Wolkenflores düſtere Nacht
Zertheilte der Sonne Strahlen-Macht,

Ein günſtiger Wind erhob ſich darauf
Und bläht' auf's Neue die Segel auf.

Der Schiffer aber ſtand vorn' am Kiel
Und ſah voll Hoffnung entgegen dem Ziel.

Jedoch die Meer-Minnen folgten noch lang
Dem pfeilſchnellen Segler mit frohem Geſang

Und tauchten erſt dann hinab in die Tief',
Als er in den ſicheren Hafen einlief.

II.

Zehn Jahre lang fuhr der Schiffer mit Glück
Nach fernen Häfen hin und zurück.

Es mehrte ſich reichlich ſein Hab und Gut,
Und fühlt' er darob ſich wohlgemuth.

Da überkam es auf einmal ihn,
Zu ländlicher Ruh' ſich zurückzuzieh'n

Und ohne Sorgen zu leben fortan,
Dieweil er jetzt ſei ein reicher Mann.

Der Schiffer hatte gedacht dies kaum,
Da ſah er ein Eiland an Horizont's Saum.

Voll Sehnſucht ſteuert' er nach dem Land
Und ankert' alsbald am blühenden Strand.

In wunderſeltſamer Blüthenpracht
Ringsum die Natur entgegen ihm lacht.

Es däucht' ihm ſchier ein Paradies,
Wo Alles ihn freundlich genießen hieß.

Vor Allem war es ein Palmenhain,
Der sehr ihn anzog — er ging hinein.

Wie aber mußt' er staunen da,
Denn niemals sein Auge was Aehnliches sah:

Eine Jungfrau schlief in der Blätter-Nacht,
Die ist bei seinem Eintritt erwacht.

Sie war so reizend, so himmlisch schön,
Daß er verwundert blieb stille steh'n.

Doch da sie freundlich ihn angeschaut,
Hat er sich ihr zu nähern getraut;

Und da sie ihn willkommen hieß,
An ihrer Seit' er nieder sich ließ.

Verlegen und schüchtern erzählt' er dann
Von seinen Reisen, die er gethan;

Erzählt' ihr von fernen Ländern, auch
Von fremder Völker Sitt' und Brauch.

Jedoch zum Schlusse fügt' er bei,
Daß er der Reisen nun müde sei,

Er sehne zur Ruh' sich und danke daher
Dem Zufall, der ihn geführt hierher,

Der ihn geführt nach diesem Ziel,
Wo seine Sehnsucht fänd' ein Asyl.

Doch Jene darauf ihm zärtlich gestand,
Daß sie ein Zauber hierher verbannt,

Und daß sie bis an ihr einstiges End'
Kein menschliches Wesen erlösen könnt'.

Der Schiffer wollte gern wissen den Grund,
Doch stumm blieb darob ihr Rosenmund

Und fing erst wieder zu sprechen an,
Als Jener von And'rem zu reden begann.

Nun gab ein Wort das andere Wort
Im frohen Gespräch am traulichen Ort,

Und flochten alsbald sie sittsam und fein
Auch herzliche Worte der Liebe hinein.

Und kurz: Als der Abend dämmernd graut',
War Jene des Schiffers verlobte Braut.

Doch dieser hatte geschworen, es sei
Sein Herz ihr bis zum Tode getreu.

III.

Wie wunderbar ist der Liebe Macht,
Wenn sie im Herzen tief erwacht,

Ihr Zauber läutert Gemüth und Sinn
Und zieht den Menschen nach Höherem hin.

Der Schiffer auch war beseelt von ihr —
Er sah sein Glück erblüh'n allhier;

Sein Hab und sein Gut in fernem Land
Däucht' ihn ein nutzlos eitler Tand.

Es fühlte dies sein Herze sehr,
Drum wollt' er auch scheiden nimmermehr,

Wollt' nimmer scheiden vom Eiland so schön,
Wollt' nimmer von Liebchens Seite geh'n.

Er ging daher mit eig'ner Hand
An's Werk, ein Hüttchen zu bau'n an den Strand,

Dieweil sein Liebchen sah gerne hinaus
Auf's schäumende Meer in Sturmes Gebraus.

Und als er vollendet das Hüttchen so klein,
Da konnt' er nicht genug sich freu'n;

Er schlang den Arm um der Liebsten Leib
Und sagte: „Von nun an sei'st du mein Weib!

Drum folge mir, du Vielliebe mein,
In unser stilles Schlafkämmerlein."

Die Jungfrau ſah ihn ſchüchtern an,
Doch hat ſie nach ſeinem Willen gethan.

Und da ſie pflegten der Minne Luſt,
War Keines ſich deſſen, was vorging, bewußt —

Ein wilder, ungeſtümer Orkan
Zog brauſend über das Meer heran

Und peitſcht' in ſeiner unbändigen Wuth
Zu immer höheren Bergen die Flut.

Und eine Well' überſtürzte den Strand
Und ſetzte unter Waſſer das Land,

Und eine zweite folgte bald
Und brauste gegen die Hütt' mit Gewalt.

Die dritte wälzte derſelben nach
Und eine vierte die Thür' einbrach,

Die fünfte ſtürzte durch's Fenſter hinein
In das ſo ſtille Schlafkämmerlein,

Und eine ſechste ſchlug auf das Dach,
Daß die Hütte krachend zuſammenbrach.

Zur ſiebenten aber ward ſein Weib,
Die ſchäumend ſich ſchlang um ſeinen Leib

Und tauchte mit ihm zur ſelben Stund'
Tief, tief hinab auf den Meeresgrund.

Dort muß er nun leben in ſteter Reu',
Weil er den Meer-Minnen gebrochen die Treu'.

Und einmal alljährlich, wenn der Lenz beginnt,
Er ſeinem kryſtall'nen Gefängniß entrinnt.

Dann ſteigt er empor um die Mitternachts-Zeit
Und klaget den Schiffern ſein Weh und ſein Leid,

Doch kaum iſt der Stunde Friſt dahin,
Zur Tief' die Meer-Minnen ihn wiederum zieh'n.

Der Dampf.

Ein Reise-Abenteuer.

I.

Schon war zum dritten Male
Die Eisenbahn-Glocke verhallt —
Den mächtigen Troß der Wagen
Bewegte des Dampfes Gewalt.

Es steigerte sich die Schnelle,
Doch ehe der Zug noch ganz
Getreten aus dem Bahnhof,
Dem Bahnhof Cleveland's,

Da stürzte, wie vom Wahnsinn
Besessen, dem Zuge nach
Ein Mann, auf dessen Antlitz
Der bleiche Kummer lag.

Und laut rief er, Verzweiflung
Lag in der Stimme Ton:
„Halt! — Haltet, o haltet!" — Vergebens,
Der Zug flog rasch davon.

Und schneller und immer ferner
Dahin das Dampfroß zog —
Verworrene Sätze hört' ich
Aus seinem Munde nur noch:

„Verführer! — O Fluch und Schande! —
Treulose! — Weh'! — Anna, bleib'! —
Ich liebte dich! — Tod! — Verderben! —
Verführer! — Treuloses Weib!"

II.

Am Strande des Erie-See's brauste
Der Bahnzug rasch dahin,
Es boten sich reizend dem Auge
Prachtvolle Scenerien.

Da hub die entführte Schöne
Leis flüsternd zu sprechen an:
„Ich liebe dich über Alles,
Du lieber, guter Mann!

„An deiner Brust geschlürfet
Hab' ich das süße Gift —
Dich lieb' ich, in meinem Busen
Steht es mit Flammenschrift!

„Ich liebe dich über Alles
So heiß und glutentflammt
Und kann nicht von dir lassen,
Wenn mich auch der Himmel verdammt!

„Ich habe dir Alles geopfert,
Die Seele und den Leib,
Und habe mich losgerissen
Vom Gatten, ein treulos Weib!

„Verzehrende Flammen lodern
In meines Herzens Schacht;
Du hast mich mit glühenden Banden
An dich gefesselt mit Macht!

„Du hast mir den süßen Becher
Der Leiden dargebracht,
Und hast mich so selig und glücklich
Und elend zugleich gemacht!

„Ich kann nicht von dir lassen,
Du lieber, böser Mann,
Du hast mich behext und bezaubert,
Daß ich mir nicht helfen kann!

„Du hast mir geraubt den Frieden
Und die Gewissensruh' —
O rette mich, mein Geliebter,
Es schnüret die Brust mir zu!

„Luft! — Luft! — Gott, hab' Erbarmen!
Mir gehet der Athem aus! —
Luft! — Rette mich, mein Geliebter!
Hinaus, hinaus, hinaus!"

IV.

Am Himmel allmählich verglühet
Der Abendſonne Gold
Und über das Schienen-Geleiſe
Der Bahnzug flüchtig rollt.

Und draußen auf der Treppe
Gefährlichem Bereich
Steht an des Geliebten Seite
Die Kranke, todesbleich.

Starr, wie ein leblos Bildniß
Gemeißelt aus Marmorſtein,
So ſteht ſie da und ſchlürfet
Den Athem des Himmels ein.

So ſteht ſie lange, lange,
An den Geliebten geſchmiegt;
Ihr Lockenhaar im Winde
Um ihre Schläfe fliegt.

Sie blickt ſo ſtarr — urplötzlich
Ein Angſtſchrei ihr entflieht,
Des Wahnſinns Feuer düſter
In ihren Augen glüht.

„O Liebchen, mein Liebchen," ſpricht Jener,
„Du holdes Engelsbild,
Was leuchtet dein Auge ſo düſter,
Was pochet dein Herz ſo wild?

„O Liebchen, theures Liebchen,
Was hat dir entlockt den Schrei?
O ſage mir, was dich beängſtigt,
Es bricht mir das Herz entzwei!"

„„Still! stille, mein Geliebter!
Um Himmelswillen schweig'! —
Siehst du nicht meinen Gatten
Dort kommen, so todesbleich?!““

„Mein Liebchen, mein Liebchen, was ist dir?
Du sprichst als wie im Traum —
Was du dort sieheſt im Mondschein
Ist nur ein kahler Baum!“

„„Still, stille! sprich kein Wörtchen! —
Hörst du, er ruft nach mir —
Fort, fort! er hat mich gesehen,
Fort, fort, Geliebter, von hier!““

„Mein Liebchen, du sprichst im Fieber,
Dein Gatte dir nicht rief —
Der Lärm, den du vernommen,
Kam von der Locomotiv'!“

„„Hu! siehst du, mein Geliebter,
Den Zug von Furien dort?
Sie kommen, um mich zu reißen
Von deinem Herzen fort!

„„Beschütze mich, mein Geliebter,
Und geh' nicht von meiner Seit' —
Hu! wie sie grinsen und lachen
So voller Höllenfreud'!““

„Du bist so krank, mein Liebchen,
Und irre dein Mündchen spricht,
Denn was du dort erblickest
Sind Höllen-Furien nicht.

„Der Rauch ist's, der aus dem Schlote
Der Locomotive steigt,
Und den, ein langer Streifen,
Der Schein des Mondes bleicht.

„O lehne dein Köpfchen, mein Liebchen,
An meine Bruſt und ſchweig' —
Ich bitte dich von Herzen,
Du biſt ja ſo krank und ſo bleich!"

Sie aber leiht den Worten
Des Bittenden kein Ohr
Und richtet das lockenumwallte
Haupt höher und höher empor.

Sie ſchweigt. In ihrem Auge
Wild leuchtet des Wahnſinns Glut,
Das ſtarr und unbeweglich
An einem Orte ruht.

Sie deutet mit dem Finger
Und leiſe flüſtert ihr Mund:
„„Siehſt du nicht, mein Geliebter,
Den lieblichen Thales-Grund?

„Das iſt der Himmel, mein Lieber,
Siehſt du nicht die Engelein dort?
Sie winken uns ſo traulich,
So traulich in einem fort.

„„O laß uns nicht weiter eilen,
So ſchön und herrlich iſt's hier —
Wohl fühl' ich's, hier könnt' ich verbringen
Die Ewigkeit mit dir!""

„O Gott! aus dir ſpricht Wahnſinn,
Mein Kind — was du dort ſiehſt,
Sind die Ufer des Susquehanna,
Der rauſchend tief unten fließt.

„Und was du im Fieber-Wahnſinn
Dort hältſt für Engelein,
Sind weiße Segel, die glänzen
Im klaren Mondesſchein."

Mit wehmuthsvoller Stimme
Er also zu ihr spricht,
Sie aber höret und achtet
Auf seine Worte nicht.

Und plötzlich ein wildes Gelächter
Sich ihrer Brust entringt
Und um den zitternden Buhlen
Die Arme kräftig sie schlingt.

„„Wir kommen!““ mit lauter Stimme
Ruft sie, „„wir kommen sogleich! —
Doch sprich, mein Heißgeliebter,
Was ist dir, du bist so bleich?

„„Sei heiter, mein Geliebter,
Und komme, bald sind wir dort,
Dann küss' ich die kleinlichen Sorgen
Von deiner Stirne fort!

„„Sei heiter, mein Geliebter,
Bin dir ja gut und hold!““ — —
So spricht sie, da über die Brücke
Der Bahnzug polternd rollt.

Und fester im Wahnsinns-Feuer
Die Arme sie um ihn schlingt,
Und in die gurgelnden Fluten
Hinab mit ihm sie springt.

Ein plötzlich verstummend Gelächter,
Ein Hülferuf, ein Schrei,
Ein Plätschern, ein Todesstöhnen —
Und Alles ist vorbei!

Vorbei war Alles — der Bahnzug
Zog brausend durch die Nacht:
Es schnarchten die Passagiere,
Ich war um den Schlaf gebracht.

Man kennt euch.

Härmt euch nur ab in jammervollen Klagen
An dem Ruin der schönen Republik,
Weint, betet, fleht, werft euch zu Gottes Füßen
Und ruft die alte Herrlichkeit zurück —
Man kennt euch dennoch Alle, ihr Verräther,
Trotz euerm Weinen, Klagen, euerm Händeringen,
Man kennt euch, doch umsonst sind eure Mühen:
Gerecht ist unser Kampf, er wird und muß gelingen!

Webt fleißig nur an euerm Lügen-Netze,
Rührt fort in euerm abgestand'nen Brei,
Besteigt im Wortschwulst langgedehnter Reden
Die alte Rosinante der Partei —
Man kennt euch Alle durch die Maske, feingesponnen,
Die des Verrathes Gift in gold'ner Schale bringen,
Man kennt euch, doch umsonst sind eure Mühen:
Gerecht ist unser Kampf, er wird und muß gelingen!

Wälzt auf Neu-England jene Schuld, die große,
Die dieser Bürgerkrieg heraufbeschwor;
Verflucht, verdammet den verhaßten Nigger,
Schützt constitutionelle Rechte vor,
Schimpft tapfer auf die wilden Abolitionisten,
Die, himmelschreiend, manche Freveltat begingen —
Man kennt euch Alle, doch umsonst sind eure Mühen:
Gerecht ist unser Kampf, er wird und muß gelingen!

Umgebt euch mit dem Heil'genschein der Treue,
Ergießt in Lob euch über die Armee,
Singt Jubel-Hymnen nach errung'nen Siegen,
Zieht selbst das Sternen-Banner in die Höh' —
Man kennt euch dennoch, Heuchler, falsche Jesuiten,
Im Stillen leget stets ihr des Verrathes Schlingen,
Man kennt euch Alle, doch umsonst sind eure Mühen:
Gerecht ist unser Kampf, er wird und muß gelingen!

Beſudelt euch in ſchmutzigen Organen,
Stimmt ob dem Streite ein Lamento an,
Nennt unrecht ihn, ſä't Zwietracht allenthalben,
Verbreitet Lug und Trug, beſchützt den frommen Wahn;
Die rohe Leidenſchaft des niedern Pöbels mögt ihr reizen,
Den Geiſt der Freiheit könnt ihr nimmermehr bezwingen —
Man kennt euch Alle, doch umſonſt ſind eure Mühen:
Gerecht iſt unſer Kampf, er wird und muß gelingen!

Man kennt euch Alle, Alle, ihr Verräther
An dieſem Prachtgebäud' der Union —
Ihr haßt der Menſchheit Rechte, ſeid gedungen
Vom Sklavenhalterthum der Rebellion;
Man kennt euch Alle, doch umſonſt ſind eure Mühen,
Schon regt der alte Adler ſeine mächt'gen Schwingen
Und ſteigt, trotz euch und Albion, zur Ruhmes-Höhe: —
Gerecht iſt unſer Kampf, er wird und muß gelingen!

E Pluribus Unum!

Januar 1, 1860.

I.

Ein Blatt, verhängnißvoll, ward umgeſchlagen
Im Rieſen-Foliant der Weltgeſchichte,
Doch ſtrahlt entgegen uns im reinen Lichte
Noch manches Bild aus den vergang'nen Tagen.

Italien ſah der Freiheit Morgen tagen,
Es ſaß das Volk dort rächend zu Gerichte
Und riß das Scepter aus der Hand dem Wichte,
Deß Feſſeln ſie in Knechtſchaft lang getragen.

Wir jubelten ob ſolcher frohen Kunden
Und wähnten uns als Völker engverbunden,
Die frei und einig ihre Rechte fodern,

Doch allzubald muß ich es anders ſchauen,
Fern, aus des Südens ſegensreichen Gauen
Seh' ich der Zwietracht düſt're Fackel lodern!

II.

Hinweg mit euren kleinlichen Int'reſſen!
Hinweg, ihr Herren, von den hohen Sitzen!
Hinweg mit euren Clauſeln, euren Witzen!
Zu lange habt ihr ſchon allda geſeſſen!

Könnt des Gewitters Näh' ihr nicht ermeſſen?
Seht ihr denn nicht aus dunklen Wolkenritzen
Des Unheils Feuer zuckend niederblitzen,
Daß ihr ſo ruhig daſitzt, pflichtvergeſſen?

Ha! an Parteien habt ihr euch verpflichtet
Mit eurer Macht und euerm Richterſpruch,
Nicht jenem Dokument, das Jeder ehren ſollte!

Weh' über euch, ihr ſtrebt nach niederm Solde!
Weh, weh, ihr zieht auf euch der Väter Fluch,
Die das mit Blut erkauft, was ihr vernichtet!

III.

Von des Atlantic herrlichen Geſtaden
Bis zu Pacific's fernem Felſen-Strande
Umſchlingen hoher Einheit Götter-Bande
Ein freies Volk in vielen freien Staaten.

O wollt euch d'rum mit Frevel nicht beladen
Und trennen dieſe hochbeglückten Lande —
O denkt an die Entwürdigung und Schande,
Denkt an der Väter große Heldenthaten!

Kennt ihr die Fabel nicht vom Bündel Pfeile?
Mit Leichtigkeit brach einzeln Stück für Stück,
Doch trotzten Aller Kraft ſie, wenn zuſammen.

Drum reißt die Union nur nicht in Theile,
Soll ſie ein unglückſeliges Geſchick
Zu gleichem Loos dereinſtens nicht verdammen.

Unſere Flagge.

I.

Als man beſchloß, für Freiheit hier zu kriegen,
Die mit Begeiſt'rung jede Bruſt erfüllte,
Da ſah vom Himmel Gott herab mit Milde,
Als mache der Entſchluß ihm viel Vegnügen.

Und als ſodann die tapfre Schaar geſchwiegen,
Sprach er zu ſich im himmliſchen Gefilde:
„Euch will ich führen mit geweihtem Schilde
Nach großen Thaten auch zu großen Siegen!"

Und ſo riß er, in mitternächt'gem Dunkel,
Ein Stück aus dem Azur mit ſeinem Sterngefunkel
Und ſetzete mit lichten Wolkenſtreifen

Es in den Roſenſchein Aurora's ein,
Indem er ſagte: „Dies ſoll euer Banner ſein,
Lang' möge unter ihm die Wohlfahrt reifen!"

II.

Und als die Freiheit kam aus lichten Höhen
Und ſanft dies Land betrat mit ihrem Fuße,
Enfaltete das Banner ſie zum Gruße
Und ließ es flatternd in den Lüften wehen.

Und als der Welt Nationen es geſehen,
Da huldigte begeiſternd ihm die Muſe,
Doch that auch die Deſpoten-Herrſchaft Buße
Vor ihm für ihr fluchwürdiges Vergehen.

Doch noch iſt ein Jahrhundert nicht verfloſſen,
Ein neu Geſchlecht dem alten kaum entſproſſen,
Und ſeine Farben ſeh' ich ſchon erbleichen,

Die Muſe hör' ich Trauertöne ſingen,
Doch die Deſpoten-Schaar in fernen Reichen
Seh' ich ihr Scepter triumphirend ſchwingen.

Lieder ohne Titel.

Freuden und Leiden,

Klänge verſchiedener Zeiten.

1.

Ein Jüngling ſuchte dereinſtens das Glück
In des Lebens Irrgewinden,
Doch wie ihn auch hin und her das Geſchick
Geworfen — er konnt' es nicht finden.

Schon war in ſeinem Herzen der Muth
Und alles Hoffen geſchwunden,
Da hat er in einem Mädchen gut
Zuletzt es dennoch gefunden.

Er hielt es feſt trotz Sorgen und Noth,
Wollt' nimmer es laſſen und miſſen,
Doch eines Tages kam der Tod
Und hat's ihm gewaltſam entriſſen.

Seitdem iſt krank des Jünglings Gemüth,
Nichts kann ihm Freude geben,
Und wenn an ihm kein Wunder geſchieht,
So fürcht' ich für ſein Leben!

2.

Sonntägliches Glockengeläute
Verhallet in der Fern',
Mein Liebchen, im ſchmucken Kleide,
Wallt hin zum Hauſe des Herrn.

O könnte vor Gott ich treten
Wie du, ſo gläubig und rein,
Inbrünſtig wollt' ich beten:
„O Herr, erbarme dich mein!

„Du wolleſt über mir walten
Und ſchützen mich vor Sünd',
Und fromm und treu erhalten
Mein Liebchen, das gute Kind!"

3.

Wir gingen im Walde spazieren,
Es war im Monat Mai,
Doch war es überflüssig,
Daß auch dein Bruder dabei.

Ich pflückte Veilchen zum Strauße,
Die der Lenz gebracht auf's Neu',
Und steckt' ihn an deinen Busen —
Dein Bruder war auch dabei.

Dein Mund blieb stumm, doch dein Auge
War voller Schelmerei,
Ich hätte dich küssen mögen —
Doch war dein Bruder dabei.

4.

Wie sehr ich dich wohl liebe,
Das soll ich sagen dir?
O Liebchen, theures Liebchen,
Erlaß die Antwort mir!

Hat Einer je gemessen,
Wie hoch der Himmel sei?
Drang bis zur tiefsten Tiefe
Des Meeres je ein Blei?

Drum kann ich's dir nicht sagen,
Erlaß die Antwort mir,
Denn höher noch und tiefer
Ist meine Lieb' zu dir.

5.

Sie lagen noch in der Wiege
Und schrieen fürchterlich laut,
Da wurden im Geiste der Eltern
Sie schon zum Paare getraut.

Es war ihr finanzielles
Int'reſſe betheiligt dabei,
Um ihre einſtige Liebe
War's ihnen ganz einerlei.

Nun, da ſie herangewachſen,
Will's mit der Liebe nicht geh'n —
Er könnte ſie vergiften,
Sie könnt' ihn baumeln ſeh'n.

6.

Ein Gänſeblümchen blüht
In einer grünen Hecke —
Ein Schmetterling umzieht
Das ſchattige Verſtecke.

Des Duftes Süßigkeit
Möcht' naſchen er ſo gerne,
Jedoch das Blätterkleid
Der Hecke hält ihn ferne.

Das Gänſeblümchen biſt
Du ſelbſt, ich bin die Hecke,
Der Falter aber iſt
Ein flatterhafter Gecke.

Er buhlt ſchon lang' um dich,
Doch halt' ich dich umſchlungen
Und ſchütze minniglich
Dich vor dem dummen Jungen.

7.

Wenn aus deinem Aug'
Leis die Zähre rinnt,
Möcht' ich, wie ein Kind,
Selber weinen auch.

Wenn in deiner Bruſt
Freude reget ſich,
Ueberkömmt auch mich
Sel'ge Himmelsluſt.

Sonderbar! Was dir
Auch das Schickſal beut,
Ob es Freud', ob Leid,
Bringt es ſtets auch mir.

8.

Es ändert ſich Alles auf Erden,
Nichts widerſtehet der Zeit,
Die Liebe nur bleibt in der Zukunft
Wie in der Vergangenheit.

Selbſt in der grauesten Vorzeit
Hat ſie ſchon exiſtirt,
So hat, zum Beiſpiel, Jupiter
Die ſchöne Europa entführt.

Als Ochs zwar iſt ihm gelungen
Das große Meiſterſtück,
Doch hat in der Lieb' nicht noch heute
Ein Ochs oft am meiſten Glück?

9.

Im Park ging ich ſpazieren
Und hatte lange Weil',
Da trat zu mir ein Mädchen,
Das hatte Blumen feil.

Mit kindlich frommen Augen
Sah es mich bittend an,
Da war es meinem Herzen
Gewaltig angethan.

Ich kauft' ihr ab ein Sträußchen —
Mit sanfter Stimme Ton
Es höflich sich bedankte
Und flog vergnügt davon.

Ich hab' seitdem durchzogen
Den Park oft kreuz und quer,
Das schöne Blumenmädchen
Sah ich jedoch nicht mehr.

10.

Herzliebchen ist so gut, so schön,
Aus ihren Aeugelein
Da blicken liebevoll hervor
Zwei Engel, fromm und rein.

Herzliebchen ist so gut, so schön,
Auf ihren Wängelein
Da liegt ein Roth, wie Rosenduft
Gehaucht auf Elfenbein.

Herzliebchen ist so gut, so schön,
Jedoch ihr Herzensschrein
Der schließt den Himmel voller Lieb'
Und mich dazu mit ein.

11.

Wenn ich die Worte, holde Maid,
Erführ' aus deinem Munde:
„Ich will dich lieben alle Zeit
Aus tiefstem Herzensgrunde!"

Ich wollte bei den Eltern dein
In Liebe um dich werben;
Doch sagten sie: „Es kann nicht sein!"
Vor Kummer würd' ich sterben.

Ich würde sterben sicherlich,
Vergeh'n in stummem Leiden,
Doch ließest du entführen dich,
Hätt' es nichts zu bedeuten.

12.

Kann nicht bieten reiche Gaben,
Nicht umgeben dich mit Pracht,
Doch in meines Herzens Schacht
Liegt ein Edelstein begraben.

Diesen Stein will ich dir reichen,
Daß dein Herz sich dran erfreu':
Ew'ge Lieb' und ew'ge Treu'
Heißt er, und er sei dein eigen!

13.

Und bist du auch ein adlich Kind,
Und bist du noch so reich,
Und bin ich noch so arm, so sind
Als Menschen wir doch gleich.

Und liebst du mich, so sprich es aus,
Gesteh' es offen, kühn,
Tret' als mein Weib in meine Klaus'
Und walte fromm darin.

14.

Du liebst mich noch, und sollst du auch
Das Weib eines Anderen werden,
Du hast mich geliebt und liebst mich noch
Wie keinen Andern auf Erden.

Der Druck der Hand, der Seufzer, der Blick,
Sie haben mir's heimlich gestanden,
Daß noch dein frommes Herzchen an mich
Gefesselt mit glühenden Banden.

15.

Zwiſchen uns liegt eine Kluft,
Die ſich nicht läßt überſchreiten,
Und wir ſteh'n getrennt, voll Sehnſucht,
Steh'n getrennt zu beiden Seiten.

Uns vereint das Schickſal nie,
Führt zuſammen keine Brücke;
Es begegnen nur zuweilen
Unſ're Seelen ſich im Blicke.

O wann endet dieſe Qual,
Endet dieſes Höllen-Leiden?
Gott im Himmel, hab' Erbarmen,
Hab' Erbarmen mit uns Beiden!

16.

Daß du die Falten nicht glätten kannſt
Des Kummers auf meiner Stirne,
Und daß du nicht verjagen kannſt
Die Gedanken aus meinem Hirne,

Ich weiß es wohl! — An ein eiſernes Herz
Hält Schickſal und Pflicht dich gebunden,
Indeſſen das meine mit ſtillem Weh
Verblutet aus tauſend Wunden.

17.

Ich fühle ſchwinden des Lebens Kraft
Und bleicher ich täglich werde —
Ich wünſche, ſie hätten mich ſchon verſcharrt
In der alten Mutter-Erde!

Mein Leben iſt troſtlos, mein Himmel iſt trüb,
Hab' grenzenlos Elend erduldet,
Und Alles das haſt du, mein ſtilles Lieb,
Mit deinen Augen verſchuldet!

18.

Daß wir uns liebten gar zu sehr,
Wollt' deine Mutter nicht leiden,
Sie nahm sich vor, zu ruhen nicht eh'r,
Bis wir uns würden meiden.

Sie hat's vollbracht, und das war dumm,
Daß wir nicht das Spiel ihr verdorben:
Ich führ' in der Welt nicht so elend herum,
Du wärest nicht gestorben!

19.

Seit unsere Lippen in stiller Nacht
Im Kuß aufeinander ruhten,
Durchlodern meines Herzens Schacht
Der Liebe Flammengluten.

Ich finde nicht Rast, ich finde nicht Ruh',
Nach dir steht mein stündlich Verlangen;
Doch wirst du mir untreu, dann sterb' ich, und du
Hast dann einen Mord begangen!

20.

Nimmer werd' ich dich verlassen,
Theures Mädchen, glaube mir,
Mag auch alle Welt dich hassen,
Bleib' ich doch ergeben dir.

Fesselte dein Aug' und Mündchen
Und dein Herzchen, fromm und rein,
Mich nicht mehr, mein süßes Kindchen,
Müßte ich von Sinnen sein!

21.

Wir hatten uns gefunden,
Ich kann's nicht sagen, wie —
O jenes Glückes Stunden
Vergess' ich niemals, nie!

Wir haben uns geliebet,
Ich kann's nicht sagen, wie —
Das Eine hat betrübet
Das And're niemals, nie!

Wir trennten uns, ermessen
Kann ich's noch heut' nicht, wie —
Du hast es längst vergessen,
Ich kann es niemals, nie!

22.

Ich hab' es treu mit dir gemeint,
Hab' Tag und Nacht an dich gedacht,
Hab' manche Zähr' um dich geweint,
Du aber hast mich ausgelacht.

Ein Anderer gewann dein Herz
Und hat unglücklich dich gemacht —
Würd' ich nicht kennen jenen Schmerz,
Ich hätte längst dich ausgelacht.

23.

Wie ein Blättchen nach dem andern
Fällt vom Riesenbaum der Zeit —
Dessen dunkle Aeste ragen
In die fernste Ewigkeit —

Also fließen unsre Stunden,
Tage, Monden, Jahre hin,
Bis die Sand-Uhr abgelaufen
Und zu Grabe wir dann zieh'n.

Liebet drum im Mai des Lebens,
Liebt nicht morgen, liebet heut' —
Eilig, eilig ist das Leben
In der schönen Jugendzeit!

An dem Abend eures Lebens
Hat es mit der Lieb' ein End' —
Liebet drum im Mai des Lebens,
Liebt so lange ihr nur könnt!

Lange wird es nicht mehr währen
Und der Tod ruft euch in's Grab —
Wohl euch, steigt das Glück der Liebe
Mit euch in die Gruft hinab!

24.

Und liebt dein Kind, o Mutter, störe
Um schnöden Tand nicht süßen Drang —
Es ist ja in des Lebens Leere
Das Glück so kurz, der Schmerz so lang.

Was erste Lieb' in gold'nen Stunden
Geträumt von Seligkeit und Glück,
Wird nicht zum zweiten Mal empfunden,
Kehrt nicht zum zweiten Mal zurück.

Drum störe nicht die süßen Triebe,
Der ersten Neigung Seligkeit —
So rasch ist Jugend, rasch ist Liebe,
So flüchtig Leben, Glück und Zeit!

25.

Und wären Wünsche mir beschieden,
So wär' für's Erste meine Wahl
Ein kleines Gut, worauf ein Häuschen,
In einem freundlich stillen Thal.

Und dann ein herzig gutes Weibchen,
Das liebend stände mir zur Seit',
Das mit mir theilen wollt' das Leben
In Glück und Noth, in Freud' und Leid.

Und sollt' in friedevoller Ehe
Uns freundlich lächeln das Geschick
Und gute Kinderchen uns geben,
Wie übergroß wär' dann mein Glück!

Dem Haushalt stände vor mein Frauchen,
Das Feld bebaute ich mit Lust,
Und trüge so bis an mein Ende
Den Himmel nach in meiner Brust.

26.

Eine köstliche Orange,
Duftend süß und lebensfrisch,
Legte ich mit stiller Freude
Vor mich hin auf meinem Tisch.

Wenig Tage sind verstrichen
Und der Reiz der Frische flieht
Von der Hülle und in Falten
Welk sie sich zusammenzieht.

Und die Süßigkeit im Innern
Rasch vertrocknet, rasch versiegt,
Und ein trostlos Bild des Sterbens
Die Orange vor mir liegt.

Mensch, bedenk', wie eilig Leben,
Schönheit, Jugend, Reiz vergeht,
Und wie bald in deinem Innern
Süßer Liebe Drang verweht!

Mensch, bedenk'! — Wenn Glück und Freuden
Winken, greife flüchtig zu,
Denn mit deinem Leben, Lieben
Gleichest der Orange du!

27.

Daß du mich liebeſt, weiß ich lang,
Doch frag' ich nicht, doch frag' ich nicht —
Der Liebe wechſelvoller Drang
Zu mir aus deinen Augen ſpricht.

Liegt doch in ihnen ſeelenrein
Was nimmer künden kann der Mund,
Und ſchau' ich nur recht tief hinein,
Blick' ich bis auf des Herzens Grund.

28.

Du biſt wie eine Taube,
So ſanft, ſo treu, ſo rein,
Und all mein Sinnen und Denken
Steht nur nach dir allein!

Und rief mich von deiner Seite
Der Tod, mein ſüßes Glück,
Und ich zöge in den Himmel,
Ich dächt' an dich zurück.

Denn im Himmel unter Engeln,
So fromm, ſo lieb, ſo mild,
Könnt' ich ja ewig ſchauen,
Mein Liebchen, dein Ebenbild.

29.

Mir ſchien die Welt ſo öd' und leer,
Das Leben ſelbſt ſo trüb und ſchwer,
Und habe Elend tief empfunden
Bis ich, mein Liebchen, dich gefunden.

Du legteſt deine Hände leis
Auf meine Stirne, brennend heiß,
Da fühlte ich aus klaren Höhen
Den Segen auf mich niederwehen.

Es sank mein Haupt an deine Brust
In heißer Liebe trunk'ner Lust,
Und wie in selig-süßem Schlummer
Verträumt' ich Sorgen, Noth und Kummer.

30.

Du fragest: „Was ist Liebe?"
Nicht also frage mich —
Schau' einem frommen Mädchen
In's Aug' tiefinniglich.

Ja, schau' ihm tief in's Auge
Bis in das Herz hinein,
Dann wirst du es empfinden,
Ist deines nicht von Stein.

31.

Ich trete ein in deine Hallen,
O Urwald, Tempel der Natur,
Wo kühle Dämmerschatten wallen
Auf Flora's wilder Garten-Flur.

Oft wenn's mich dränget zu enteilen
Dem regen Lärm der Stadt nach Ruh',
Dann winkst du mir auf wenig Meilen
Mit deinem Frieden Labung zu.

Und wenn mich unter hohen Bäumen
Dein grüner Arm umfangen hält,
Ist's mir, als sollte ich verträumen,
Verträumen alles Leid der Welt!

32.

Es steuern meine Gedanken
Durch's Aether-Meer so fern,
Sie steuern ohne Compaß,
Unstät von Stern zu Stern.

Den Himmel zu entdecken
Drängt es sie gar zu sehr,
Sie aber schiffen und steuern
Ohn' allen Erfolg umher.

Sie haben mit vollen Segeln
Den Sirius passirt,
Und über die Orioniden
Sie ihre Reise führt.

Sie gleiten fabelhaft flüchtig
In die Unendlichkeit
Und überflügeln bei weitem
Das Licht an Schnelligkeit.

Doch ziehen sie noch so ferne —
Im grenzenlosen Raum
Ist nirgends zu entdecken
Des Himmels Ufer-Saum.

Und in den Ausgangs-Hafen
Treibt es sie flüchtig zurück —
Und wünschen den frommen Seelen
Zur Himmelsreise Glück.

33.

Wenn ich so auf der Weide geh'
Und da die Gänslein grasen seh',
Dann kann ich anders nicht umhin,
Du kommst mir stets in meinen Sinn.

Und sind' ich in der großen Heerd'
Wohl Eine des Beachtens werth,
Dann — offen will ich es gesteh'n —
Ist's mir, als thät' ich selbst dich seh'n.

34.

Nun freue dich, mein Mädchen,
Die Spinnzeit ist vorbei,
Stell' in die Eck' dein Rädchen,
Denn da ist schon der Mai.

Nun werden wir im Freien,
Im Wald und auf der Flur
Wohl tausendfach erneuen
Der Liebe Treue-Schwur.

Und wenn da tönt, mein Liebchen,
Das letzte Lied im Hain,
So soll im warmen Stübchen
Die frohe Hochzeit sein.

35.

Heute ist Maientanz,
Das ist ein Leben,
Freudig im bunten Kranz
Wiegend zu schweben!

Herzallerliebste du,
Treu mir zu eigen,
Laß uns, schon tönt Musik,
Schließen den Reigen.

Links und rechts, um und um,
'nüber und 'rüber,
Und dann den rechten Arm
Schwingend Kopf über.

Das nenn' ich Maienlust,
Tanzend sich wiegen —
Maientanz, Maientanz,
Welch ein Vergnügen!

36.

Nun flieh'n die grauen Schatten
Der Nacht aus Hain und Thal
Und auf den grünen Matten
Erglänzt der Sonne Strahl.

Es öffnet sich die Blüthe
Und spendet ihren Duft,
Und trillernd schwelgt im Liede
Die Lerche in der Luft.

Noch still die Felder liegen,
Die ich durchzieh' allein,
Und schlürf' in langen Zügen
Den Himmels-Athem ein.

O heit're Morgen-Stunde,
O Frühlings-Morgen-Pracht —
Ja du hast Gold im Munde,
Wie meine Mutter sagt!

37.

Lieb' dich über alle Maßen
Meine schöne Katharine,
Thu' mir Eines nur zu gute,
Lege ab die Crinoline,

Denn sie ist der Liebe feindlich —
Hab' ich dich auch noch so gerne,
Hält sie mich doch chikanirend
Dir drei Schritt' vom Leibe ferne.

38.

Kann ich mir doch nicht erklären,
Wie es eigentlich gekommen,
Daß in dem gesunden Städtchen
So die Krankheit zugenommen.

Früher konnt' darin nicht leben
Der Doktoren auch nur Einer,
Jetzt wird ihre Zahl stets größer
Und die der Bewohner kleiner.

39.

Mit Glaube, Lieb' und Hoffnung,
Der biblischen Allianz,
Ist's bei der sündigen Menschheit
Zu Ende fast schon ganz.

Den Urquell aller Wunder,
Den suchen sie in der Natur;
Gewaltige Hypothesen
Bezeugen schon seine Spur.

Die Liebe, die existiret
Wohl bei den Meisten nicht recht,
Drum bleiben so Viele sitzen
Von unserm schönen Geschlecht.

Ja, ja, die Menschen sind lange
Nicht mehr, wie früher, so dumm;
Die Hoffnung selbst kann sie nicht führen
Mehr an der Nase herum.

40.

Wollt ihr schon, ihr warmen Tage,
Wollt ihr schon von dannen zieh'n?
Wollt die Wälder schon verlassen
Und des Thales Flüren flieh'n?

Werdet nicht so grausam handeln,
War't doch sonst so sanft und mild,
Habt gehaucht des Lebens Wärme
Liebevoll auf das Gefild.

Seht, das Laub fällt von den Bäumen
Und entfärbt liegt da die Flur —
Warme Tage, warme Tage,
Um euch trauert die Natur!

41.

Das sind September-Lüfte,
Die pfeifen um mich her
So eisig kalt und schaurig —
Mich friert es gar zu sehr!

O bester, bester Winter,
Thu' den Gefallen mir
Und bleib' mit deiner Kälte
Drei Wochen noch von hier.

Bis dahin hab' mein Liebchen
Nach Hause ich geführt,
Dann wüthe meinetwegen,
Daß Alles zugefriert!

42.

So stille ist's im Walde,
So öd' ist's auf der Flur —
Es schlummert, es schlummert
Die Mutter Natur.

Auf seinem weißen Teppich
Da hält der Winter Rast —
Der Winter, der Winter,
Der eiskalte Gast.

Die Vöglein zogen südwärts
Eh' er herangerückt —
Die Blümlein, die Blümlein,
Die hat er erdrückt.

Doch sei getrost, mein Herze,
Bald kommt der Lenz nach Haus
Und jaget den Winter
Zum Tempel hinaus.

43.

Wärmer weht der Wind
Und allmählich rinnt
Von des Berges Höh'
Der Schnee.

Gold'ne Frühlingszeit,
Bringst mir Lust und Freud',
Lockst mich aus dem Haus
Hinaus!

Treibst mich in die Welt —
Nichts mehr hier mich hält,
Thut auch Scheiden weh —
Ade!

44.

Wie ist mir wohl, euch Wölkchen
Am Himmel dort zu schau'n,
Die ihr so freudig eilet
Durch Aethers lichte Au'n.

Ihr regt in meinem Innern
Die Sehnsucht, ach! so sehr,
Daß euch mein Geist beflügelt
Folgt über's weite Meer.

45.

Am Sees-Ufer
Da blüht allein
Gar wunderherrlich
Ein Röselein.

Am Sees-Ufer,
So rauh und kalt,
Da faßt es Wurzel
Im Felsenspalt.

Am Sees-Ufer,
Dem öden Ort,
Da blüht verlassen
Das Röslein fort.

Am Sees-Ufer,
Bei'm Röselein,
Da will ich denken
Der Liebe dein!

46.

Unheilsschwang're Wetterwolken
Schwarz den Horizont umsäumen
Und die wilden Wellen-Rosse
Hoch sich in die Lüfte bäumen.

Und die Windsbraut, losgelassen,
Drückt mit tiefen Athemzügen
Ihre Küsse auf die Häupter,
Daß die weißen Mähnen fliegen.

Alle Schiffe, Unheil ahnend,
Sind in sichern Port gefahren,
Nur ein kleines Fischer-Schifflein
Trotzet muthig den Gefahren.

Oft von Wellen umgeschlagen
Hebt es wieder sich behende
Aus den momentanen Thälern,
Kämpfend mit dem Elemente.

Und ich sitze hier am Strande
Sehnsuchtsvoll, wo Riesenwellen
An den nackten Felsenmassen
Perlenfunkelnd sich zerschellen.

Könnt' ich mit dir, Schifflein, steuern,
Trotzend Schicksal und Verderben,
Denn hier länger noch zu leben
Ist langweilig, fast zum Sterben!

47.

Es heult der Wind, hoch geht die See,
Die Wellen-Rosse bäumen
Im tollen Spiel sich in die Höh'
Und schnaufen wild und schäumen.

Fast scheint es mir, als wenn sie ein
Vergnügen daran fänden,
Zu rennen sich die Köpfe ein
An unsers Schiffes Wänden.

48.

Am Mastbaum hingelehnt ich steh'
In wehmuthsvollen Träumen —
Der Heimath letzten Streif ich seh'
Den Horizont noch säumen!

Leb' wohl, leb' wohl, mein süßes Kind,
Das ich so lieb, so gerne —
Es segelt unser Schiff geschwind
Und trägt mich in die Ferne!

49.

Das sind die neblichen Conturen
Am Horizont vom fernen Strand —
Schon winken heimathliche Fluren
Aus meinem theuren Vaterland!

O Vaterland! dein Volk ist fleißig,
Hat Kunst und Wissen stets geehrt
Und ohne Murren sechsunddreißig
Monarchen-Seelen treu ernährt!

50.

Vom hohen Berge grüße
Ich dich viel tauſend Mal,
Du liebe, ſchöne Heimath,
Du freundlich ſtilles Thal!

Bin Jahre lang gewandert
Wohl in der Welt umher,
Sah fremde Länder, Städte,
Fuhr über's weite Meer.

Doch wo ich auch gewandert
Und wo ich auch geweilt,
Des Heimwehs Schmerzens-Wunde
Ward nimmer zugeheilt.

O liebe, ſchöne Heimath,
O freundlich ſtilles Thal,
Vom hohen Berge grüße
Ich dich viel tauſend Mal!

51.

Nun ſinkt in tiefe Ruh'
Allmählich die Natur,
Die Blumen auf der Flur
Die Glöckchen ſchließen zu.

Durch's Aether-Meer, ſo rein,
Ein einſam Wölkchen zieht,
Rothgolden angeglüht
Vom Abendſonnenſchein.

Es iſt der Tag vollbracht,
Rings Schweigen überall,
Nur noch die Nachtigall
Singt laut ihr Lied der Nacht.

52.

Es ſtand dort auf dem Berge
Ein Schloß in alter Zeit
Und durch dies Thal erſtreckte
Ein mächtiger Wald ſich weit.

Das Schloß bewohnt' ein Ritter
Mit ſeinem Töchterlein,
Den Wald durchjagte täglich
Ein Jäger, jung und fein.

Des Nachts, wenn Alles ſtille
Im Schloß und in der Rund',
Da trafen ſich zwei Verliebte
Im düſtern Waldesgrund.

Ein Knappe gewahrt' es und brachte
Die Kunde ſeinem Herrn,
Da ſahen die Beiden erbleichen
Der Liebe Hoffnungsſtern.

Und in die Nacht des Kloſters
Der Ritter ſein Kind verſtieß,
Den Jäger aber warf er
In's dunkle Burgverließ.

Sie ſtarben. Den Ritter holte
Der Teufel auf feurigem Roß—
Der Wald iſt abgehauen,
Verfallen iſt längſt das Schloß.

53.

Ich ſchreite vom hohen Berge
Hinab in's freundliche Thal,
Die duftenden Fluren ſchwimmen
Im goldenen Abendſtrahl.

Schon ſchau' ich zwiſchen den Pappeln
Der Mühle bemooſtes Thor
Und hinter dem Hügel ragen
Die rothen Giebel hervor.

Und dort, wo um den Abhang
Der Pfad in's Dorf einbiegt,
Mit seiner verwitterten Mauer
Der Kirchhof einsam liegt.

Ist Mancher wohl geschieden
Und ruht nun dort im Grab,
Seitdem ich in die Ferne
Gezogen am Wanderstab!

54.

Es tönt die Abendglocke
Das grüne Thal entlang,
Allmählig in der Ferne
Verhallt an den Bergen ihr Klang.

Hör' ich das fromme Läuten,
Wird mir so kindlich zu Muth,
Mir ist, als sollt' ich ziehen
Andächtig vom Haupte den Hut

Und sollte noch einmal beten
Hier, einsam und ungestört,
Ein frommes Vaterunser,
Wie mich es die Mutter gelehrt.

55.

Noch fließet so ruhig der alte
Und vielbesungene Rhein,
Und noch gedeiht an den Ufern
Der alte feurige Wein.

Noch schauen die Burgen, die alten,
Mit düsterem Blick in die Flut,
Noch glänzen die sieben Gebirge
In der Abendsonne Glut.

Noch fließet so ruhig der alte
Und vielbesungene Rhein,
Doch ich sitz' hier am Gestade
Und greif' in die Saiten hinein.

Und was ich auch immer will singen,
Ein Ton durch die Saiten mir weht —
Das Lied ist's, o Rhein, das alte,
Von deiner Majestät!

56.

O nein! so gibt's kein Mädchen,
Kein Mädchen wie mein Käthchen,
So sittig, fromm und treu
Und lieb und schön dabei.

Des Sonntags, wenn erschallet
Der Glocke Ruf, dann wallet
Sie hin zum Haus des Herrn —
Ich aber bleibe fern.

Dem lieben guten Kinde
Däucht dieses große Sünde
Und täglich im Gebet
Sie innig für mich fleht:

„Herr, der mir Gnad' erzeigte,
Den Liebsten mein erleuchte,
Vergib ihm seine Sünd' —
O Gott, erhör' dein Kind!"

57.

Wenn ich dir in's Auge schaue,
In das fromme, gute, blaue,
Fühl' ich es tiefinnerlich,
Nimmer kann ich lassen dich!

Ruht in selig-süßer Stunde
Heiß mein Mund an deinem Munde,
Fühl' ich es tiefinnerlich,
Nimmer kann ich lassen dich!

Hast mit Augen, Herz und Mündchen
Mich gefesselt, liebes Kindchen,
Und ich fühl's tiefinnerlich,
Nimmer kann ich lassen dich!

58.

Wo plätſchernd beſpület
Das Ufer der Rhein,
Dort ſaß ich und ſah in
Die Wellen hinein.

Da kam mein Herzliebchen,
So ſchnell wie im Nu,
Und hielt mir laut lachend
Die Augen feſt zu.

Sie ließ mich nicht los, bis
Ich ſagte, ſie ſei
Ja Die, der geſchworen
Ich ewige Treu.

59.

Sonntag iſt es: tiefer Frieden
Lagert ringsum auf der Flur
Und ich wandle ganz alleine
Hier, im Tempel der Natur.

Von dem Dorfe ruft die Glocke,
Rufet mich zur Kirche hin,
Doch mich feſſelt ſo die Schöpfung,
Läßt mich nicht von dannen zieh'n.

Aus dem grünen Haine tönen
Lieder muntrer Vögelein,
Und es ſtimmet zum Accorde
Dankend meine Seele ein.

Und es predigt Gott mir lieblich
Durch die Stimme der Natur,
Und wo ich das Aug' hinwende,
Seh' ich ſeines Segens Spur.

Betet drum dort in der Kirche,
Flehet Gott um Segen an:
Ich will ihn allhier bewundern,
Weil ich doch nicht beten kann!

60.

Mutter, Mutter, laß mich eilen,
Mutter, Mutter, laß mich ziehen —
Frühling iſt's ja ſchon geworden,
Siehſt du nicht die Blümlein blühen?

Siehſt du nicht die muntre Jugend
Auf der grünen Wieſe ſpielen?
Hörſt du nicht, wie laue Lüfte
Säuſelnd in den Bäumen wühlen?

Siehſt du nicht am blauen Himmel,
Wie die Wolken raſtlos eilen?
Mutter, Mutter, laß mich ziehen,
Kann nicht länger hier mehr weilen!

Wie? Du willſt mir's nicht geſtatten?
Mir die Lenzes-Freud' verſagen?
O! ſo möcht' ich mit den Wolken
Ueber dieſen Kerker jagen!

61.

Oft hab' ich mich, voll Sehnſucht,
Weit über's Meer geträumt,
Bis dorthin, wo die Welle
Des Rheins am Ufer ſchäumt.

Jetzt, da ich dort geweſen
Am ſchönen Rheines-Strand,
Erfaßt mich keine Sehnſucht
Mehr nach dem Vaterland.

Ich müßte denn vergeſſen,
Daß Kerker dorten ſind,
In die man mich geworfen
Als ſchuldlos Menſchenkind;

In die man mich geworfen
Nur aus dem einen Grund,
Weil ich, ein freier Bürger,
Kein Blatt nahm vor den Mund.

62.

Es wehen die Lüfte so herbstlich,
So herbstlich rauh und kalt,
Der Vögelein muntere Lieder
Sind längst in dem Walde verhallt.

Sie sind in großen Schaaren
Gezogen zum Süden vereint,
Zum Süden, zum fernen Süden,
Wo wärmer die Sonne scheint.

Doch blieb ein Sänger zurücke,
Der gemeinsamen Abzug verpaßt;
Er klagt und singet so einsam
Auf einem dürren Ast.

Er singt, daß weithin ertönet
Sein trauriges Klagelied,
Doch weder in Nähe noch Ferne
Ein Freund die Lüfte durchzieht.

O armer, verlassener Sänger,
Ich böte so gern dir dein Glück,
Doch muß ich selber mir suchen
Den Trost in deinem Geschick!

Indianer-Sagen.

Mit stiller Freude habe ich gesungen
Was aus der Vorzeit grauen Dämmerungen
Bei einem Volk, in Brauch und Sitte wild,
Geheimnißvoll der Sage Mund enthüllt.

Das Recht der Ueberſetzung dieſer Indianer-Sagen
behält ſich der Verfaſſer vor.

Das weiße Canoe.

Allnächtlich, wenn vom Himmels-Dom der Mond herniederſchaut,
Wenn längſt verhallt des Tages Lärm, verſtummt ein jeder Laut,
Wenn in des Schlummers ſanftem Arm der Ruhe Alles pflegt,
Ein geiſterhaftes Treiben ſich am Niagara regt.

Der Bäume Wipfel beugen ſich zuſammen, flüſternd leis,
Und liſpelnd aneinander ſchmiegt im Buſch ſich Reis an Reis,
Die Blume richtet ſich empor und öffnet ihre Blüth',
Es nicken ſich die Gräſer zu, die Geiſterhauch durchzieht.

Der Katarakt, das Wunder der Natur, mit grauſer Wuth
Im ungeſtümen Wogendrang ſtürzt brauſend Flut auf Flut
Und in der Schäumung Perlenſtaub, der in die Lüfte ſteigt,
Gebilde wallen, geiſterhaft vom Mondenſchein gebleicht.

Und aus der Tiefe fabelhaft, die ſeit Jahrtauſend ſchon
Des Elements Gewalt gewühlt, erſchallt ein Klageton,
Und jede Well', die ſich am Strand geräuſchvoll fortbewegt,
Der hohlen Stimme dumpfen Laut leis murmelnd weiter trägt

O myſtiſch Walten der Natur in klarer Mondſchein-Nacht,
Des Sängers Bruſt bedrängeſt du mit der Gefühle Macht!
Er rührt ſein Saitenſpiel und ſingt ein Lied ſo ſchaurig wild,
Das aus der Vorzeit Dämmerung der Sage Mund enthüllt:

Vor vielen, vielen Jahren war's, eh' noch der bleiche Mann
Zu Niagara's Fällen ſich gebrochen eine Bahn,
Ja eh' von dieſem Wunder man entfernte Kund' beſaß,
Da lebten in der Urwalds-Nacht allda die Seneca's.

Sie lebten da, ein freies Volk der Wälder, der Natur,
Ihr off'nes, klares Aug' verrieth von Sorgen keine Spur,
Denn reichlich Wild das Dickicht barg und Fiſch' gab Strom und See,
Mandamin in der Lichtung wuchs, im Sumpf Mahnamonee.

Jedoch des Glückes unbewußt, das ihnen dargebracht
Natur, die Himmels-Königin, in wundervoller Pracht,
Regiert' sie finstrer Macht Gewalt, die hoch ihr Scepter schwang
Und mit des Wahnes eh'rnem Band sie allesammt umschlang.

Das Element, das in die Tief' hinab sich stürzet wild,
Hat sie bis in das Innerste mit Grauen tief erfüllt,
Und Furcht und wahrhaft kindisches Entsetzen hat's vollbracht,
Daß sie verehret seinen Geist als eine höh're Macht.

Und einmal jährlich, wenn herab die Frühlingssonne schien,
Wenn ringsum Alles blühte auf der Flur, im Waldesgrün,
Wenn aus dem Zweig, dem Baum, dem Busch des Sängers Lied ertönt',
Ward ihm ein Opfer dargebracht, das sie mit ihm versöhnt.

Doch schrecket nicht zurück, wenn ihr vernehmt der Sitte Brauch,
So grauenhaft, es klebt an uns so mancher Makel auch —
Sie opferten ein weiß Canoe mit Blumen reich geschmückt,
Drin ward des Stammes schönste Maid hin über'n Fall geschickt.

Wohl manches schöne Kind fand so den Tod im feuchten Grab,
Dem jauchzend sie ob diese Ehr' sich gerne übergab;
Kein Mutterherz beweinte laut die Tochter lieb und werth,
Kein Vater klagt', hatt' man sein Kind um solchen Preis begehrt.

Jedoch von einem Fall die Sage rührend uns erzählt,
Wie mit der Tochter, lieb und gut, den Tod ein Vater wählt' —
Er war ein Häuptling und der größte Krieger weit und breit
Und seine Tochter allbekannt des Stammes schönste Maid.

Das Loos entschied, das ehrende, daß sie, nur sie allein
Es würdig, sich dem Manitu des Katarakts zu weih'n —
Der Häuptling hört's, jedoch kein Laut der Klage ihm entflieht,
Obschon sein Blick, so feurig sonst, den tiefsten Schmerz verrieth.

Indeß jedoch sein Herz umschließt ein unnennbares Leid,
Jauchzt seine Tochter mit der Meng' in ausgelass'ner Freud',
Und als mit Blumen, Früchten reich der Opferkahn geschmückt,
Mit unerschrock'nem Blick sie sich zur Todesfahrt anschickt.

Vom Blüthen-Meer umrankt, wie eine Blumen-Königin,
Zieht sie im schwankenden Canoe auf klarer Flut dahin —
Und noch ein Gruß, ein flücht'ger Blick das Ufer schweift entlang
Und sie hebt an mit lauter Stimme ihren Grab-Gesang.'

Und immer schneller reißt sie fort der Strömung Allgewalt,
Und immer lauter der Gesang aus ihrem Mund erschallt;
Schon ist sie nicht mehr fern dem Riff, wo donnernd Flut auf Flut
Hinab sich in die Tiefe wälzt mit ungestümer Wuth —

Da plötzlich schießt vom nahen Strand aus der Gebüsche Nacht
Ein zweiter Opferkahn hervor, geschmückt mit gleicher Pracht,
Der Häuptling lenket ihn gewandt durch die gewalt'ge Flut,
Indem sein Auge unverwandt auf seiner Tochter ruht.

Jedoch unwiderruflich ist des Schicksals streng Gebot —
Nur noch an dem Sekundenlauf hängt Leben, hängt der Tod —
Ein einz'ger Blick — Ein Freudenschrei rings widerhallend tönt,
Und Kind und Vater reißt hinab das wilde Element.

Jahrhunderte verflossen sind, seitdem sich dies begab,
Und immer noch stürzt sich die Flut mit gleicher Macht hinab,
Doch keine Rothhaut siehst du mehr, so weit auch späht dein Blick —
Beraubt, verjagt vom bleichen Mann, das ist ja ihr Geschick!

Des Nachts nur, wenn vom Himmels-Dom der Mond herniederschaut,
Wenn längst verhallt des Tages Lärm, verstummt ein jeder Laut,
Wenn in des Schlummers sanftem Arm der Ruhe Alles pflegt,
Ein geisterhaftes Treiben sich am Niagara regt.

Der Letzte seines Stammes.

Auf des Berges Felsengipfel
Steht ein alter Indianer,
Silberweiß, in langen Wellen
Fließt des Alters Schnee vom Haupt ihm.

Hundert ein und zwanzig Jahre
Beugten seinen starken Rücken,
Haben auf sein braunes Antlitz
Tiefe Furchen eingegraben.

Leises Schlottern, leises Zittern
Faßt die altersschwachen Glieder,
Aus den dunklen Augen aber
Glüht noch jugendliches Feuer.

Sprachlos starr, wie angewurzelt,
Steht er da und läßt die Blicke
Abwärts schweifen in die Eb'ne
Bis zur nebelgrauen Ferne.

Folgt sein Blick des Flusses Windung,
Der, ein Silberstreif, sich schlängelt
Durch des Landes üpp'ge Gauen,
Wo sich blühend Farm an Farm reiht.

Auf der Stadt auch weilt sein Auge,
Die sich fernhin dehnt am Seestrand,
Wo aus mehr denn hundert Schlöten
Sich der Rauch in's Blaue wirbelt.

Wendet auch den Blick dem See zu,
Wo auf endlos weiter Fläche
Segler sonder Zahl und Dämpfer
Bahnen zieh'n nach jeder Richtung.

Sieh! da plötzlich ſchreckt ein ſchrilles
Pfeifen ihn aus ſeinen Träumen,
Und er ſieht, wie durch die Lichtung
Schnaubend braust daher das Dampf-Roß.

Und ein leichter Zug von Wehmuth,
Leichter Zug von bitt'rer Wehmuth
Spielt um ſeine bleichen Lippen,
Die er regt zur Sprache alſo:

„Wohl vor zwanzig langen Sommern
Lebten einſam und zufrieden
Meines Stammes Brüder hier noch
In des Urwalds grünem Dickicht!

„Wohl vor zwanzig langen Sommern
Jagten ſie noch hier das Rothwild,
Jagten ſie noch hier den Bären,
Jagten Biber ſie und Otter!

„Wuchs Mahnamonee im Sumpfe,
Reift' Mandamin in der Lichtung,
Bot die Flur die Frucht der Beeren,
Gab der Strom der Fiſche Beute!

„Solchen Lebens ſich erfreuend,
Wob das Glück des Friedens Bande,
Und ich war des Stammes Häuptling,
Jugendmuthig, geiſteskräftig!

„Sieh! da kam von Sonnen-Aufgang,
Von dem Strand des Großſee-Waſſers
Bleichgeſicht in unſre Mitte,
Und wir grüßten ihn in Frieden!

„Baute er ſich einen Wigwam,
Fällte rings des Waldes Stämme,
Wühlte auf des Urwalds Boden,
Legt' hinein die Saat der Körner!

„Einer kam so nach dem Andern
Und wir ahneten nichts Schlimmes,
Hießen alle sie willkommen,
Grüßten alle sie in Frieden!

„Und ein jeder neue Frühling
Brachte ihrer große Schwärme,
Daß sie bald an Zahl der Köpfe
Meinen Brüdern überlegen!

„Immer ferner sank der Urwald
Vor der Axt des bleichen Mannes,
Und am Strand des Sees erhob sich
Bald darauf ein Haus um's andre!

„Doch das Häuflein meiner Brüder
Fand nicht Schutz mehr, Ruh' und Frieden,
Nach dem Niedergang der Sonne,
Westwärts, drängte sie das Schicksal!

„Noth kam über sie und Elend,
Sorge nagt' an ihren Herzen,
Und wie von dem Baum das Laub fällt,
Sank hin Eines nach dem Andern!

„Sank hin Eines nach dem Andern
Kummerbleich in Todes Arme —
Eines zog hin nach dem Andern
Nach der Insel der Glückſel'gen!

„Ich allein bin übrig blieben",
Paukuk mich allein verschonte;
Doch ich bin des Lebens müde
Und ich sehne mich von dannen!

„Hundert ein und zwanzig Sommer
Lasten schwer auf meinem Haupte —
Sehne mich nach den Glückſel'gen
In Panehma's Jagdgefilde!

„Doch in Frieden will ich scheiden
Von dem Schauplatz meiner Jugend,
Auch von euch, ihr Bleichgesichter,
Nach des großen Geistes Wille!"

Also spricht der alte Häuptling,
Zündet an sich eine Pfeife,
Und der leise Hauch der Lüfte
Trägt Pukwana über's Thal hin.

Senken sich des Abends Schatten,
Als er ausgeraucht die Pfeife,
Und vor seinem Blick die Landschaft
Hüllet sich in blauen Nebel.

Abwärts schreitet er dem Thal zu,
Wandelt zu des Flusses Ufer —
Ein Canoe stößt er vom Strande,
Tritt hinein und rudert westwärts.

In dem Abendwinde flattern
Seines Haares Silberwellen,
Und mit altersschwacher Stimme
Hebt er an ein Lied zu singen:

„Wohl vor zwanzig langen Sommern
War ich noch ein großer Häuptling,
Doch die Brüder sind gestorben
Und ich bin des Stammes Letzter!

„Wohl vor zwanzig langen Sommern
War ich noch ein großer Häuptling,
Doch ich sehne mich von dannen
In Panemah's Jagdgefilde!"

Sieh! da zieht ein leises Lispeln,
Traurig wehmuthvolles Lispeln
Durch die Gräser an dem Strande:
„Lebe wohl, o Menabescha!"

In den Zweigen, Sträuchern, Wipfeln
Wird es rege und lebendig,
Und es klagt die Schaar der Vögel:
„Lebe wohl, o Menabeſcha!"

Und des Waldes Thiere eilen
Zu des Fluſſes grünem Strande,
Klagend wehmuthvoll und traurig:
„Lebe wohl, o Menabeſcha!"

Aus den Fluten aber rauſcht es
Hohl und dumpf, in buntem Chaos,
Traurig, Geiſterſtimmen ähnlich:
„Lebe wohl, o Menabeſcha!"

Und er ſteuert weiter weſtwärts
In des Sumpflands ſtill Gewäſſer,
In des Abends Purpur-Nebel,
Nach dem Niedergang der Sonne.

Alſo ſchied der alte Häuptling,
Er, der altersmüde Häuptling,
Er, der Letzte ſeines Stammes,
Schied und ward nicht mehr geſehen!

Der Teufels-See.

Tief in Wisconsin's Mitte da ruht ein stiller See,
Es ragen düstre Felsen am Ufer in die Höh' —
Ein dunkeles Gewässer, ein schaurig schwarzer Schlund,
Noch ist kein Blei gedrungen bis auf der Tiefe Grund.

Die Gegend rings ist öde, so weit auch schaut das Aug',
Nur zwerghaft und verkümmert steht hier und da ein Strauch;
Das kahle Steingerölle, der Felsen weiter Spalt
Gewährt der Klapperschlange, dem Adler Aufenthalt.

Es zieht vorbei die Rothhaut mit ängstlich scheuem Blick,
Ein stiller Schauer führt ihn in ferne Zeit zurück;
Noch lebt die dunkle Sage in seinem Munde fort,
Die ihm die Gegend machet zu einem Schreckensort.

Es war in grauen Tagen, eh' noch der bleiche Mann
Des großen Geistes Kinder den Boden abgewann,
Als noch des Waldes Söhne rings herrschten weit und breit,
Da führten Haß und Fehde zwei Stämme hier zum Streit.

Es wüthete zwei Tage und eine lange Nacht
Das blutige Gemetzel, die grauenhafte Schlacht —
Da endete das Morden, des Hasses finstre Wuth:
Des einen Stammes Letzter lag todt in seinem Blut.

Den Abgrund aber füllte, hoch bis zum Felsenrand,
Der rothe Strom des Lebens, und so der See entstand,
Und warfen sie die Todten in blutgefüllten Schlund,
Den Siegern aber folgte der Fluch von dieser Stund'.

Zur mitternächt'gen Stunde, wenn Alles schlummernd ruht,
Da rauscht es in den Wassern, wildbrausend schäumt die Flut,
Und aus der Tiefe steigen die Todten allzumal
Und klimmen knochenrasselnd hinan die Felsen kahl.

Und hohle Geiſterſtimmen laut hallen durch die Nacht —
Das iſt ein wildes Lärmen, der Ruf zur heißen Schlacht;
In ſeinem Horſt den Adler erfaßt ein grauſer Schreck,
Die gift'ge Brut der Schlangen kriecht tiefer in's Verſteck.

Und erſt wenn fern im Oſten der neue Morgen graut,
Verhallt das wilde Lärmen, des Schlachtrufs grauſer Laut;
Von nackten Klippen ſteigen die Todten in die Flut
Und, wie wenn nichts geſchehen, des Sees Fläche ruht.

Viel' Jahre ſind verfloſſen ſeit jener blut'gen Schlacht,
Doch jener Stamm ging unter, der finſtres Werk vollbracht;
Sein Name iſt verſchollen, kein Mund ihn meldet je,
Es weiß von ihm die Sage nur noch vom Teufels-See.

Des Frühlings Wiederkehr.

Eine Chippewäʻsche Allegorie.

Fragt Ihr mich vielleicht, von wannen
Dieſe Märchen, dieſe Sagen,
Voll vom Dufte ſie des Waldes,
Voll vom Dunſt und Thau der Wieſen,
Voll vom ſteigenden Rauch der Wigwams,
Voll vom Rauſchen großer Ströme,
Voll von ſteter Wiederholung,
Voll von wildem Hall und Rückhall,
Wie des Donners in den Bergen?

Geb' ich Antwort, ſprech' und ſag' ich:
„Aus den Wäldern und den Steppen,
„Von den großen Seen des Nordlands,
„Aus dem Land der Chippewäer" — —

LONGFELLOW'S SONG OF HIAWATHA.

Winters Ende rücket näher
Und in ſeinem alten Wigwam
Sitzt ein Greis, verlaſſen, einſam.
Langer Jahre ſchwere Bürde
Hat das Haupt ihm überſchüttet
Mit des Schnees weißen Flocken
Und geſchwächt die ſtarken Glieder,
Daß ſie zittern, daß ſie ſchlottern.

Tage kommen, Tage gehen,
Und noch immer ſitzt er einſam
Und verlaſſen in dem Wigwam;
Hört nichts als des Sturmwinds Toben,
Der hin durch die Wälder brauſet
Und den Schnee, den neugefallnen,
Vor ſich herjagt allgewaltig;
Sieht nichts als die blätterloſen
Bäume in dem öden Walde,
Und vor ſeines Wigwams Schwelle
Das zu Eis erſtarrte Bächlein.

Eines Tages, da sein Feuer
Schon erlischt, nur noch ein Köhlchen
Unter'm Aschenhaufen knistert,
Kommt ein hübscher, schöner Jüngling,
Kommt und bleibet vor dem Eingang,
Vor des Wigwams Eingang stehen.
Seine Wangen glühend färbet
Blühend frische Jugendröthe
Und aus seinen klaren Augen
Strahlet Heiterkeit und Frohsinn;
Um die Lippen aber spielt ein
Zug von liebevoller Güte,
Spielt ein Zug von liebevoller
Freundlichkeit und Herzensgüte.

Statt des Kriegers Federkrone
Schmückt ein Kranz von langem Grase
Seine Stirne, dessen Fäden
Sich mit seinem Haar verschlingen,
Und in seiner Rechten trägt er
Einen Strauß von frühen Blumen,
Wie der Frühling sie hervorbringt.

So erscheint der blühend schöne
Jüngling vor des Alten Wigwam,
Liebevoll und frohen Sinnes.
Jener aber blicket freundlich
Auf zu ihm und spricht mit schwacher
Stimme also: „Sei gegrüßt mir,
Schöner Jüngling; komm' herein doch,
Komm' herein an meine Seite,
Komm' herein in meinen Wigwam,
Komm' herein, ich bin so glücklich,
Schöner Jüngling, dich zu sehen;
Komm' herein, ich lebe einsam
Und verlassen hier alleine,
Habe Niemand, der die Zeit mir
Kürzt in meines Alters Tagen.

Komme, Jüngling, und erzähle
Mir von deinen Abenteuern
Und was Alles du gesehen
Auf der Reis' in fernen Ländern;
Will alsdann auch dir erzählen,
Was ich Alles kann vollbringen,
Welche Macht mir ward gegeben,
Welche Kraft mir innewohnet;
Wirst du dann dasselbe thuen,
Werden wir die Nacht verbringen
Miteinander froh und heiter."

Spricht's der Alte, und der Jüngling
Freundlich lächelnd nickt und spricht dann:
„Wie du sagst, so soll's geschehen!"

Drauf der Alte eine Pfeife
Nimmt aus seinem Kräutersacke,
Eine Pfeife, alt, verwittert,
Stammet sie aus grauer Vorzeit,
Ist geformt aus rothem Steine,
Der da kommt vom Pfeifensteinbruch,
Von dem rothen Pfeifensteinbruch.

Nimmt die Pfeife er und füllt sie
Mit Kilickinick, dem Tabak,
Mit dem Tabak, feingeschnitten;
Sucht dann in dem Aschenhaufen
Nach rothglüh'ndem Feuerköhlchen,
Findet es und legt es auf die
Pfeife, raucht und reicht sie seinem
Gaste, reicht dem schönen Jüngling,
Reicht die Pfeife, alt, verwittert,
Hin dem blühend schönen Jüngling.

Nimmt sie dieser freundlich lächelnd,
Nimmt sie von der Hand des Alten,
Nimmt die Pfeife, alt, verwittert,

Raucht und aufwärts steigt Pukwana,
Steigt der Dampf in Ringelwölkchen,
Steigt der Tabaksdampf, Pukwana.

Also rauchen sie die Pfeife,
Rauchen sie die Friedenspfeife,
Rauchen Beide sie zusammen.

Spricht der Alte drauf zum Jüngling,
Spricht zum Jüngling solchermaßen:
„Blas' ich um mich meinen Athem,
Stehen still alsbald die Bäche,
Stehen still alsbald die Flüsse,
Und wie Stein wird hart das Wasser,
Hart wie Stein, doch klar, durchsichtig."

Liebevoll und freundlich lächelnd
Spricht darauf der Jüngling also:
„Blas' ich um mich meinen Athem,
Prankt im Blüthenschmuck die Steppe,
Prankt die endlos weite Steppe
In dem Blüthenschmuck des Frühlings."

Finster blickend spricht der Alte,
Spricht mit schwacher Stimme also:
„Schüttle ich mein weißes Haupthaar,
Fällt der Schnee herab in Flocken,
Fällt herab in dichten Flocken,
Fällt herab und hüllt die Lande;
Fällt das Laub auch von den Bäumen,
Und mein Athem jagt umher es,
Jagt's umher im Wirbeltanze.
Aus den Wäldern, Seen, Sümpfen
Steigen Schaaren muntrer Vögel,
Steigen auf und ziehn von dannen,
Ziehen fort nach fernen Ländern.
Suchen auch des Waldes Thiere
Schutz in Höhlen und Verstecken,

Suchen Schutz vor meinem Athem,
Meinem eisigkalten Athem.
Also wird es öd' und einsam
Allerwegen, wird das Wasser
Hart wie Stein, doch klar, durchsichtig,
Wird der Boden fest wie Kiesel,
Schüttle ich mein weißes Haupthaar,
Blas' ich um mich meinen Athem."

Drauf versetzt der Jüngling lächelnd:
„Schüttle ich mein wallend Haupthaar
Fällt herab ein warmer Regen,
Fällt herab, erquickt den Boden,
Gibt den Pflanzen neues Leben,
Daß sie froh die Häupter heben —
Und wie aus des Kindes Augen
Strahlt der Unschuld erstes Lächeln
Grüßen sie den Frühling wieder,
Grüßen sie den schönen Frühling.
Schmilzt das Eis auch in den Bächen,
Schmilzt das Eis auch in den Flüssen,
Schmilzt vor meines Athems Wärme,
Und sie ziehen fröhlich murmelnd,
Fröhlich murmelnd wieder weiter;
Kehren heimwärts auch die Vögel,
Kehrt die Wawa, der Schu-schu-gah
Heim nach ihren Seen und Sümpfen;
Singt Opeschee, singt Owaissa
Auch im Waldesdunkel wieder;
Weckt der Laut auch meiner Stimme
Aus dem Schlaf des Waldes Thiere,
Aus dem Winterschlaf die Thiere,
Und wo ich den Schritt hinwende
Grünt die Flur und sprießen Blumen,
Grünt und blüht es schön und lieblich.
Also kehrt ein neues Leben
Auf der Flur und in dem Walde,

Heben Pflanzen froh die Häupter,
Schmilzt das Eis in Bächen, Flüſſen,
Zieht die Wawa, der Schu-ſchu-gah
Heim nach ihren Seen und Sümpfen,
Singt Opeſchee, ſingt Owaiſſa
Lieblich in dem Waldesdunkel,
Wachen auf des Waldes Thiere,
Wachen auf vom Winterſchlafe,
Blühen Blumen allerwegen,
Blaſ' ich um mich meinen Athem,
Schüttle ich mein wallend Haupthaar."

Spricht's der Jüngling und die Schatten
Fliehen aus dem Reich des Oſtwinds,
Aus dem lichten Reiche Wabun's,
Und das Flammenſchild der Sonne,
Flammenſchild der großen Gheezis,
Steigt empor am klaren Himmel,
Strahlend aus das Licht des Tages.

Weht alsbald der Schawondaſee,
Weht der Südwind lau und lieblich,
Und die Rothbruſt, die Opeſchee,
Blauer Vogel auch, Owaiſſa,
Singen auf dem Dach des Wigwams,
Auf dem Dach des alten Wigwams;
Schmilzt das Eis auch in den Bächen,
Und ſie wälzen ihre Wellen
Fröhlich murmelnd durch das Waldland,
Und ein Duft von jungen Gräſern,
Jungen Blüthen, Frühlingsblumen
Füllt mit Wohlgeruch den Wigwam.

Merket rings alsbald der Alte
Wunderbares Umgeſtalten,
Und ſein Mund wird ſtumm, wird ſprachlos,
Regungslos auch ſeine Glieder.

Sendet nun die mächt'ge Gheezis,
Sie, die große Gheezis, ihren
Ersten Strahl von ihrem Schilde,
Ihrem prächt'gen Flammenschilde
In den Wigwam, nimmt der Jüngling
Wahr des Alten eisig Antlitz,
Nimmt es wahr und kennt den Alten —
Es ist Peboan, der Winter.

Steigt die Sonne immer höher,
Sie, die mächtig große Gheezis,
An dem blauen Himmelsbogen,
Niedersendend glüh'nde Strahlen,
Glüh'nde Strahlen auf die Erde,
Und es glänzen in des Alten
Augen helle, dicke Thränen,
Und sie rieseln, Wampum ähnlich,
Hellen Muschelperlen ähnlich,
Ueber seine eis'gen Wangen,
Fließen stärker, immer stärker
Ihm von Augen, schwellen förmlich
An zum Strome, wie die Quelle
In der Thalschlucht, wenn der Schnee schmilzt
Ringsum auf der Berge Höhen.
Wird er kleiner, immer kleiner,
Dünner auch am ganzen Körper,
Schrumpfen ein ihm Kopf und Beine,
Schrumpfen ein ihm Brust und Arme,
Schrumpfen ein bis Nichts mehr übrig,
Schrumpfen, schmelzen bis er ganz fast,
Bis er fast zu Nichts verflossen,
Bis Nichts mehr von ihm zu sehen.

Doch allda, wo einst das Feuer,
Wo des Alten Feuer brannte,
Blüht des Frühlings früh'ste Blume,
Miskodeed, des Lenzes Schönheit.

Wandelt drauf der schöne Jüngling
Wohlgemuth hin durch die Wälder,
Und es grünen rings die Bäume,
Und es grünen rings die Fluren,
Rings auch blühen Blumen lieblich.
Und wo er den Schritt hin wendet,
Zieht ein leises, leises Lispeln
Durch die Gräser, Blätter, Blumen,
Lautend: „Segwun, sei gegrüßt uns!
Schöner Frühling, sei gegrüßt uns!"

Kommen nun des Waldes Thiere,
Kommt der Bär, der Mische-Mokwa,
Kommt Ahdeek, das flücht'ge Rennthier,
Kommt das Eichhorn, Adjidaumo,
Kommt der Pezhekee, der Bison,
Kommen, wie noch viele andre,
Und erfreuen sich des Lebens
Auf der Flur, im Waldesdickicht,
Sprechend: „Segwun, sei gegrüßt uns!
Schöner Frühling, sei gegrüßt uns!"

Kommen Vögel auch in Schaaren,
Kommt der Schwan, der Mahnahbezee,
Chetowaik, der Kibitz, kommt auch,
Mang, der Taucher, kommt geflogen,
Der Fasan, der Bana, kommt auch,
Kommt der bunte Specht, der Mama,
Kommt das Moorhuhn, Muschkobasa,
Kommt Omeme auch, die Taube,
Kommt die Rothbrust, die Opeschee,
Blauer Vogel auch, Owaissa,
Kommt die Schaw-schaw auch, die Schwalbe,
Kommt der Reiher, der Schu-schu-gah,
Kommt die Weißgans, Waw-be-wawa,
Kommt der Pelikan, der Schada,
Kommen, wie noch viele andre,

Und erfreuen ſich des Lebens
Auf den Seen, in den Sümpfen,
Auf den Fluren, in den Lüften,
In der Zweige Blätterdunkel,
Sprechend: „Segwun, ſei gegrüßt uns!
Schöner Frühling, ſei gegrüßt uns!“

Alſo wiederkehret Segwun,
Wiederkehrt der ſchöne Frühling,
Er, der blühend ſchöne Jüngling,
In dem Lande der Algonquins,
In dem Land der Chippewäer.

Schenauska.

Dort, wo mit verdoppelter Schnelle
Des Bergquells ſchäumende Welle
Der Flut des Wisconſin rauſcht zu,
Dort weicht vor dem ſtaunenden Blicke
Tief in die Felſen zurücke
Die Höhle von Kickapoo.

Hinein in das ewige Dunkel!
Es winket des Tropfſteins Gefunkel,
Das dich mit Neugier erfüllt —
Sieh da! wo ſich Finſterniß gattet
Mit Helle, ſteht dämmernd umſchattet
Ein ſteinernes Frauenbild.

Du bleibeſt ſtehen, voll Bangen,
Und ſtaunſt, ob der Formen befangen,
Die ſolch ein Anblick dir beut,
Und richteſt an's Wunder die Frage —
Doch Antwort hat nur die Sage
Aus ferner Vergeſſenheit:

„Die Schönſte der Schönen" ſo nannte
Man weit umher im Lande
Schenanska, das Büffelkind;
Ihr Auge war hell wie die Sonne,
Ihr Herz ſo mild und voll Wonne
Wie ſäuſelnder Frühlingswind.

Ein großer, berühmter Krieger,
An Skalpen der reichſte Sieger,
War ihr Gebieter und Herr;
Zog aus er zum Kampfe, zum Streite,
Sie ging an ſeiner Seite,
Bewaffnet wie er, einher.

Oft iſt von ihrem Bogen
Der ſchwirrende Pfeil geflogen,
Todbringend, in Feindes Herz;
Doch war das Gemetzel zu Ende,
So regte ſie hilfreich die Hände,
Zu lindern der Jammernden Schmerz.

Und ſo auch zog ſie zum Streite,
Als die blutgierige Meute
Der Mohawks den Stamm überfiel —
Schon waren die Meiſten geſunken
Der Krieger, doch rachetrunken
Stand ſie noch im Kampfes-Gewühl.

Doch bald ſchwand das letzte Hoffen,
Es hatt' auch ſie getroffen
So manches Tapferen Loos —
Es war um die Dämmerſtunde
Und aus tiefer, tödtlicher Wunde
Das Leben ihr entfloß.

Da fühlt' aus klaren Höhen
Den Hauch ſie niederwehen
Des guten Manitu —

„Schenanska," so sprach er leise
Auf liebevoll innige Weise,
„Schenanska, was wählest du?

„Noch kann ich zur Kraft dich erheben,
Willst du als Wittwe leben
Vereinsamt noch manches Jahr;
Oder willst du dein Leben aushauchen
Und schließen auf ewig die Augen,
Wie Jener, der theuer dir war?"

Da hat sie das Letzte gefodert,
Alsdann war rasch verlodert
Des Lebens Flammenglut —
Und von Glorien-Schein umflossen
Und von Manitu's Armen umschlossen
Sie eine Todte ruht'.

Dann trug er sie rasch von statten
In der Höhle dämmernden Schatten,
Anhauchend sie leis und lind —.
Da ist sie zu Stein geworden,
Und steht so noch immer dorten
Schenanska, das Büffelkind.

Minnehaha.

Minnehaha, Lachend Wasser,
Sanft und lieblich wie das Murmeln
Deiner Wellen klingt dein Name
Minnehaha, Lachend Wasser.

Durch des Urwalds myst'sche Ruhe,
Durch der Thäler sanfte Schatten,
Durch der Prairie grünen Teppich
Rieseln deine Silber-Wogen.

Rieseln froh und strudeln schäumend,
Rauschen über steile Felswand,
Und das perlende Gestäube
Funkelt wie ein Demant-Schleier.

Minnehaha, Lachend Wasser,
Sanft und lieblich wie dein Name
Also klingt auch deine Sage,
Deine Sage altherkömmlich.

Wer da jemals ihr gelauschet,
Wie die Rothhaut sie erzählet,
Und nun sitzt an deinem Strande,
Deinem fluthespülten Strande,

Hört im Wogensturz es brausen,
Lispelnd plätschern in den Wellen,
Flüstern in den Ufergräsern,
Säuseln in dem Minnewawa,

Wie vor vielen, vielen Jahren
Minnehaha, sie, die Schöne,
Floh vor Kankakee, dem Raben,
Vor dem Häuptling der Dakotahs.

Heißer Liebe Flammengluten
Hatten ihn nach ihr gezogen,
Sie jedoch floh seinen Anblick,
Treu ergeben einem Andern;

Floh durch Waldes Dämmerungen,
Ueber Berg und Thal und Steppe
Rasch beflügelt immer weiter,
Rettung suchend in der Ferne.

Doch des flücht'gen Fußes Spuren
Folgte Kankakee, der Rabe,
Unaufhaltsam, unablässig
In dem heißen Drang der Wollust.

Und als schon zum zweiten Male
Abendroth den Himmel färbte,
War erschöpft bei Minnehaha,
War erschöpft das Maß der Kräfte.

Müd' und matt an allen Gliedern
Sank sie auf die Erde nieder,
Trostlos harrend ihres Schicksals,
Dem sie nicht entrinnen konnte.

Doch als unfern im Gebüsche
Schritte raschelten, da flammte,
Wie ein Licht, das am Erlöschen,
Nochmals auf der Drang nach Rettung.

„Manitu!" rief sie verzweifelnd,
„Sieh dein Kind hier trostlos schmachten —
Guter Manitu, o schütze
Lachend Wasser vor dem Raben!

„Schütze sie vor seinen Trieben,
Rette sie aus seinen Armen,
Laß sie werden was sie heißet,
Mache sie zu lachend Wasser —

„Mache sie zu einer Quelle,
Mache sie zu einem Strome,
Daß sie rauschend, daß sie lachend
Ihm entfliehe unaufhaltsam!"

Sprach's und waren großen Geistes
Ohren offen für ihr Flehen,
Und wie vor der Sonn' der Schnee schmilzt,
So zerrann sie leis allmählig.

So zerrann sie leis allmählich,
Floß dahin ein muntres Bächlein,
Schwoll jedoch stets mehr zum Strome,
Rauschend, schäumend durch die Lande.

Merkte Kankakee, der Rabe,
Merkte bald das Spiel des Wunders —
Lachend, schäumend, brausend sah er
Auf sich zu die Wogen eilen.

Und er lenkte, rasch entschlossen,
Flüchtig heimwärts seine Schritte,
Doch es folgt' ihm auf dem Fuße
Minnehaha, rauschend, lachend,

Folgte dicht ihm auf den Ferſen
Kreuz und quer durch Wald und Prairie,
Folgte rauschend, lachend, schäumend,
Wo er immer hin sich wandte.

Voller Angst und voll Verzweiflung
Machte Kankakee, der Rabe,
Sich zu einem schnellen Hirsche
Durch geheime Zauberkünste.

Und er floh mit weiten Nüstern,
Floh mit großer Kraftanstrengung,
Doch wie er auch schnaufte, jagte,
Sein Verhängniß blieb dasselbe —

Blieb dasselbe unaufhörlich,
Floh er langsam, floh er schnelle,
Stets bezeichnete das Bette
Schwell'nder Wogen seine Tritte.

Und als Frühroth golden säumte
Fern den Horizont im Osten,
Stand der Hirsch schweißtriefend, dampfend
Auf der jähen, steilen Felswand.

Schweiften seine scheuen Augen
Stier hinab den Felsen-Abhang
Und mit einem mächt'gen Sprunge
Setzt' er langgestreckt hinunter.

Doch noch hatte er den Boden
Nicht erreicht — und rauſchend, toſend,
Ziſchend, brauſend, perlenſchäumend
Stürzten hinter ihm die Wogen,

Stürzten brauſend, ziſchend, ſchäumend
Hintendrein in weitem Bogen
Und umſchlangen wild ihr Opfer
Mit des Todes feuchten Armen.

So fand Kankakee, der Rabe,
Seinen Tod im Wogengrabe,
Alſo auch fand ihre Rache
Minnehaha, Lachend Waſſer.

Und noch heut' wälzt ſie ſich nieder
Ueber ſchroffe, ſteile Felswand,
Schimmernd, funkelnd in der Sonne
Wie ein Rieſen-Demant-Schleier.

Winona.

I.

Dort, wo von hoher Wand der Vater der Ströme ſich rauſchend
Stürzt in des lieblichen Sees felſenumgürtetes Becken,
Lebte vor Zeiten im Dunkel des Urwalds ein mächtiger Häuptling.
Vater war er von ſieben kräftigen Söhnen und einer
Tochter, mit Namen Winona, ſein Stolz und ſein Liebling im Alter.
Schwarz war ihr Haar wie die Beere des Dornengeſträuches im Dickicht,
Glanzvoll ihr Aug' wie der Stern des Abends am Bogen des Himmels,
Schlank war ihre Geſtalt wie der Stamm der Ceder im Sumpfland,
Und wie der lächelnde Morgen des Frühlings ſo friſch war ihr Antlitz.
Wer ſie einmal nur ſchaute, ſtaunte mit ſtummem Entzücken
Und auf den Flügeln der Liebe zog ihr entgegen ſein Herze.

Aber von allen Bewerbern war ihr einer nur theuer,
Einer, mit dem ſie Blicke verſtändniß-innig getauſchet.
Tief war ihre Neigung zu ihm ſeit den Tagen der Kindheit,
Doch vor dem Vater mußte ſie heimlich im Buſen ſie tragen,
Denn er war kein berühmter Krieger, kein mächtiger Häuptling,
Wie ſein Stolz den Gebieter der theueren Tochter ſich träumte.
Eines Tages ſaß in dem Kreiſe der Seinen der Häuptling,
Mit behaglicher Ruhe Schumach rauchend, den ſüßen,
Als vor ihn ein junger anſehnlicher Krieger getreten,
Alſo ſprechend: „Hat der berühmteſte Häuptling vom Stamme
Der Dakotahs ein offenes Ohr für einen Wabaſha?“
Und es erwiderte Jener darauf: „Gern lauſchet den Worten
Des berühmteſten Kriegers vom Stamm der Dakotahs der Häuptling!“
Und es verſetzte der Erſtere: „Still iſt's im Wigwam des Kriegers
Und es drängt ihn gewaltig, eine Squaw ſich zu nehmen,
Welche das Mahl ihm bereitet und ſein Leben verſüßet;
Keine noch hat er geſeh'n, die verſtändiger wär' als Winona,
Keine noch hat er gefunden, die ſo er geliebt als Winona —
Wie bei Tag und Nacht die Quelle Ruhe nicht findet,
So auch drängt es den Krieger bei Tag und bei Nacht nach Winona,
Und er findet Ruhe nicht eher, bis ſie ſein eigen.
Wird mein Häuptling nun zur Gefährtin die Tochter ihm geben,
Wenn darum er bittet und reichlich dafür ihn belohnet?
Der berühmteſte Krieger vom Stamm der Dakotahs nennt viele
Muſtangs und Chippewa-Skalpe ſein eigen; funkelnde Perlen
Zieren ſeine Gewänder ſo reich wie die keines Andern; zu zählen
Sind nicht die Felle der Biber und Otter, die er beſitzet;
Haufen gedörreten Fleiſches birgt für den Winter ſein Wigwam,
Und ſeine Kammern ſind voll des Korns und geſammelten Reiſes —
Will zur Gefährtin der Vater die Tochter dem Bittenden geben,
Sei mit dem Häupling die reichliche Habe des Kriegers getheilet!“
Als er geendet erhob ſich der Häuptling und reicht' ihm die Pfeife,
Sagte dann: „Hugh, ſo ſei's!“ und es nickten beifällig die Söhne,
Fuhr gelaſſen dann fort: „Wenn die Sonne zur Rüſte ſich neiget,
Mag mein Bruder führen in ſeinen Wigwam Winona!“

Dieſe aber erhob ſich, nachdem er geſprochen, und ſagte:
„Groß und berühmt iſt Keneu, der Wabaſha, wohl weiß es des Häupt-
Tochter; der Schätze nennet er viele ſein eigen und glücklich (lings
Iſt, wer ſein Feuer anzündet in ſeinem Wigwam dereinſtens;
Nimmer aber kann dieſes Winona verrichten, ſie liebet
Einen armen Jäger ſeit Jahren von Herzen und dieſem
Will ſie für immer gehören und einem Anderen nimmer!"
So ſprach Winona, verließ dann den Wigwam mit haſtigen Schritten.

II.

Unfern der Fälle Sanct Anthony's da erhebet ſich ſenkrecht
An dem beſpülten Geſtade des Sees eine mächtige Felswand,
Weit übergipfelnd die Spitzen der flutenbegrenzenden Riffe.
Dort an dem Fuße des himmelanſtrebenden Felſen-Coloſſes
Saßen im trauten Geſpräch um die dämmernde Stunde des Abends
Einſam beiſammen Winona und ihr Geliebter Kenoſha.
In den rothverglühenden Strahlen der ſcheidenden Sonne
Schwammen die Wipfel des Walds, der den Horizont dunkel umzogen,
Und des hohlſtimmig rauſchenden Kataraks Waſſer-Geſtäube
Funkelt' und ſchimmerte hell und bunt wie Rubinen und Perlen.
Ueber ihnen wölbete ſich der heiterſte Himmel,
Friedliche Wölkchen ſegelten purpur-umſäumt durch die Lüfte.
Lange ſchon folgte denſelben Kenoſha's Blick und er ſagte:
„Sieht Winona die Wölkchen gen Aufgang der Sonne dort ſteuern?"
Und ſie verſetzete: „Hugh! ſie ſieht was ihr Bruder ihr zeiget!"
Drauf Kenoſha: „Nach dem Lande des Friedens, der Ruhe,
Nach dem fernen Lande der bleichen Geſichter ſie ziehen!
Einſtmals vor langer Zeit iſt Kenoſha dorten geweſen
Und er ſah, wie die bleichen Geſichter leben in Eintracht.
Will ihrem Bruder Winona dorthin folgen, ſo führet
Raſch ein Canoe uns hinab den Vater der Ströme gen Süden,
Bis wir den Ort erreicht, wo mit ihm ſich vermählt der Ohio;
Oſtwärts dann werden wir ziehen, bis ſechsmal die Sonne
Niedergegangen und wir uns im Lande der Weißen befinden,
Wo es nimmer den Mann nach dem Skalp ſeines Bruders gelüſtet,
Wo wir des Lebens uns können erfreuen in Eintracht und Frieden —

Will ihrem Bruder Winona dorthin folgen aus Liebe?"
Und ſie verſetzete: „Hugh! Winona kann nimmer verlaſſen
Ihren Bruder, den ſie liebt wie die dürſtende Prairie
Liebt, nach der Hitze des Tages, die Nacht, die mit Thau ſie befeuchtet!
Eine Blume der Prairie iſt Winona, Keneu, der
Krieger, die Sonne, vor deren Ruhmesſtrahlen ſie welket —
Doch meines ſchmachtenden Herzens erquickender Thau iſt Kenoſha!"
Kaum noch hatt' ſie geendet, da raſchelt' es unfern im Buſchwerk,
Flink und behend ſprang auf von der Seite Winona's Kenoſha,
Lauſchend und ſpähend in des Geräuſches Richtung; urplötzlich
Saust' ein beflügelter Pfeil durch die Luft, der ſein Herze durchbohrte.
Rückwärts ſank er zu Boden, ſein Leben aushauchend; im nächſten
Augenblick füllte die Luft ein wildes Geſchrei und es ſtürzten
Aus dem dichten Gebüſch zornblitzenden Auges der Häuptling
Und ſeine Söhne hervor, gefolgt von Keneu, dem Wabaſha;
Und mit heftigen Worten fuhr auf Winona der Häuptling:
„Will nun die Tochter dem Willen ihres Vaters gehorchen,
Oder ſoll er ſie zwingen?" Winona verſetzte: „Sie läſſet
Nimmer ſich zwingen, weder im Leben, noch in dem Tode —
Jetzt, da der Häuptling das Liebſte vom Herzen Winona's geriſſen,
Soll der hartherzige Vater nimmer der Tochter ſich freuen!"
Sprach's und eilte geflügelten Schritts nach der Höhe des Felſens
Und es folgten ihr lärmend und ſchreiend Vater und Brüder,
Doch es konnte ſie Keiner erreichen und zitternd verſtummend
Hielten ſie inne, als Winona den Gipfel erreichte,
Jammerten laut dann und flehten, ſie möchte zurücke doch kehren.
Aber mit wildem Gelächter und hohnverkündenden Blicken
Trat ſie an den ſchwindelnden Rand des Felſen-Coloſſes,
Setzte mit mächtigem Sprung in weitem Bogen hinunter
In des Sees ſpiegelnde Flut und ſchäumend und toſend
Schlugen über ihrem Grabe die Wellen zuſammen.
Manch ein Jahr iſt vergangen ſeit dieſes geſchehen, doch heute
Ragt noch wie damals empor der gigantiſche Fels und noch heute
Kräuſeln die Wellen ſich da, wo in's Grab Winona geſunken.

Der Manitu-Fels.

1860.

I.

In grauen Zeiten, vor manchem Winter,
Als großen Geistes rothhäutige Kinder
Noch zahlreicher waren weit und breit,
Als Laub an den Bäumen zur Sommerszeit,
Da lebte, wo schäumend Missouri's Wellen
Im raschen Drang an Felsen zerschellen,
Des Glücks sich erfreuend, ein Ottowa
Im Wigwam, geräumig, mit seiner Squaw.
Er war ein Jäger, verwogen und kühn,
Der nicht gefürchtet Gefahr und Müh'n;
In seines Lebens zehntem Winter
Da waren schon seine Füße geschwinder
Als die der flüchtigen Antilope,
Wie er bewiesen durch manche Probe.
Doch leicht wie im Lauf sein flüchtiger Fuß,
So sicher auch traf das Ziel sein Schuß;
Von der Sehn' an seinem Elkhorn-Bogen
Ist nie ein fehlend Geschoß geflogen,
Und floh auch der Büffel mit Windeseil',
Er sandte gewandt den befiederten Pfeil
Von schwirrender Sehn' ihm in Herzens Mitte,
Daß röchelnd er sank beim nächsten Tritte.

Er war ein Krieger so kräftig als kühn,
Der nimmer gefürchtet Gefahr und Müh'n,
Seinen Tomahawk, den er mächtig führte,
Das Blut erschlagener Feinde stets zierte.
Am lautesten seine Stimme hallte,
Wenn wild des Kampfes Geschrei erschallte,
Wenn er das Kriegsbeil todbringend geschwungen,
Sein Messer in Feindes Herz gedrungen.

Und diesem auch reicht' er die Pfeife brennend,
Obschon den Feind in ihm erkennend.
Der Pawnee nahm sie mit hastiger Freude,
Wohl wissend, daß dieses Friede bedeute.
„Mein Bruder," so hub der Ottowa an,
„Hat eine lange Reise gethan,
Denn seine Mokassins sind zerrissen
Und Staub liegt dick auf seinen Füßen."
Und Jener darauf bejahend ihm nickte
Und sagte: „Meinen Bruder erquickte
Des Nacht-Schlafs Ruhe schon dreimal süß,
Seitdem ich meinen Wigwam verließ."
„Mein Bruder hat kein Wild entdeckt,
Denn Fleisch in seinem Gürtel nicht steckt,"
Fuhr fort der Ottowa, „und es liegen
So Hunger als Durst auf seinen Zügen;
Mein Bruder bedarf des Tranks und der Speise
Zu seiner Erholung von weiter Reise."
So sprach er, und als er um sich sah,
Im Wigwam verschwunden war seine Squaw.
Er rief ihr beim Namen und sie erschien
Mit Speise für den Fremden und ihn,
Doch daß ihr Blick an dem Boden hing
So trübe, ihrem Gebieter entging.
Dagegen des Fremdlings Auge ruht'
Auf ihr wild blitzend, mit feuriger Glut —
Denn er erkannt' sie im Augenblick —
Erinn'rung rief ihm die Zeit zurück,
Da Lieb' ihn mächtig gezogen zu ihr
Und er der schönsten Mustangs vier
Geboten ihrem Vater für sie,
Doch war vergebens all' seine Müh',
Sie weigerte sich, mit ihm zu gehen,
Den Ottowa hatte sie schon gesehen.
Doch rasch gefaßt den Schein er vermied,
Der seine Ueberraschung verrieth,

Und folgte dem Wink, sich zu stärken und laben
An seines Wirthes reichlichen Gaben.
Sie aßen, und als ihr Mahl vollbracht,
Da senkten sich nieder die Schatten der Nacht.
„Mein Bruder bedarf nun Schlafes Rast,"
Der Ottowa sprach zu seinem Gast —
Und in die Hütt' er mit ihm schreitet
Und auf dem Boden er weit ausbreitet
Langhaarige Haut von schwarzem Bären,
Die soll ein Lager dem Fremdling gewähren.
Und Beide legten sich müde nieder
Und schlossen alsbald die Augenlider;
Oriska jedoch, des Ottowa's Squaw,
Sah nicht erquickenden Schlaf so nah,
An ihrem Lager die ganze Nacht
Hat sie mit Thränen im Auge durchwacht.
Und als des Morgens erster Strahl
Sich durch des Waldes Blätter-Meer stahl,
Da schickte, gestärkt durch Schlaf und Speise,
Der Pawnee sich an zur Weiter-Reise —
Doch daß er zum Besten die Gastfreundschaft deute,
Gab ihm auf dem Wege sein Wirth das Geleite.

III.

Die Sonne sinkt, der Bäume Schatten
Stets länger werden auf grünen Matten,
Da kehret zurück auf betretenen Pfaden
Der Ottowa, schwer mit Beute beladen.
Schon ist er seinem Wigwam nah',
Doch nicht wie sonst kommt seine Squaw
Entgegen ihm mit freudiger Hast,
Von seinen Schultern zu nehmen die Last,
Er staunt und Zorn durchwogt ihn wild,
Doch Bangen alsbald sein Herz erfüllt —
Den Eingang hat er kaum erreicht,
Entsetzten Blickes zurück er weicht;

Gehüllt in eines Büffels Haut
Er ſeine Prairie-Blume ſchaut,
Im Wigwam ſitzend, und trübe ruht
Ihr Blick auf des Feuers kniſternder Glut,
Dabei tönt ihr vom Munde ſo traurig
Der Todten-Geſang, das klingt ſo ſchaurig!
Wie von dem Blitze gerührt ſteht da
Mit ſtieren Blicken der Ottowa;
Dann ſchleudert er von ſich erjagte Beute
Und eilet raſch an ihre Seite.
„Wer hat," ſo hebt er tröſtend an,
„Zu Leide was meiner Blume gethan,
Daß ſie in der Trauer Gewand ſich hüllt,
Die Thräne der Wehmuth ihr Auge füllt?
Was macht Oriska's Herz ſo bang,
Daß mit der Sterbenden Grab-Geſang
Sie ihren Gebieter ſo ſehr betrübt,
Der über Alles ſo treu ſie liebt?
Was hat ſie der Luſt zum Leben beraubt?
Erſt vierzehn Winter ſind über ihr Haupt
Gezogen und mancher Winter, fürwahr,
Wird noch vergehen, eh' ihr Haar
Des Schnees erſte Flocke zeigt
Und ihrer Lippen Friſche bleicht!
Ein großer Krieger iſt ihr Gebieter,
Ein großer Krieger, tapfer und bieder,
Der ſie beſchützt und für ſie faget
Und ſiſchet, damit nicht Noth ſie plaget,
Der ſie mit Füll' und Reichthum umgibt,
Sie nie durch rauhe Worte betrübt!
Was ſenket die Mutter, der Freude beraubt,
Von großen zukünftigen Kriegern das Haupt
Wie ein geknicktes Schilf ſo traurig
Und ſinget Worte der Sterbenden ſchaurig?'"
Oriska darauf: „Die Dienerin
Des großen Wahaſha von dannen muß ziehn;

Nicht wird ihr das hohe Glück auf Erden,
Die Mutter von großen Kriegern zu werden,
Es gab ihr der gute große Geist
Einen Traum, der klar und deutlich verheißt,
Daß sie alsbald von dannen scheidet,
Drum hat sie darauf sich vorbereitet —
Gleichwie die Blüthe zur Abendstund'
Wird sie bald schließen Augen und Mund
Und zieh'n nach den ewigen Jagd-Gefilden,
Wo manches Trauernden Thränen sich stillten.
In freud'ger Erwartung harret sie dort
Auf ihren Gebieter ....."

Das letzte Wort
Hat kaum sie gesprochen, da fliegt ein Pfeil
Herein durch die Thür mit schwirrender Eil'
Und tief bohrt seine giftige Spitze
Sich durch ihr Auge nach dem Sitze
Des Hirns — ein vib'risch Zucken, ein Schrei,
Und schon ist's mit ihrem Leben vorbei.
So reißet plötzlich die Sehn' am Bogen,
Wenn allzustraff sie angezogen!

Der Ottowa rasch den Pfeil erkennt
Des Pawnee und nach der Thüre rennt —
Umsonst, in des Waldes dunkelnder Nacht
Hat sich der Mörder davon gemacht,
Der Mörder, der sich durch Schlaf und Speise
In seinem Wigwam erholt von der Reise,
Mit dem er geraucht das Kalumet,
Worin das Zeichen des Friedens besteht.
Doch kam er, ein grimmiger Wolf, zurück
Und raubt' zum Dank ihm sein höchstes Glück,
Sein höchstes Glück, seine Prairie-Blume,
Wie er sie genannt mit hohem Ruhme,
Und die nun, der sterbenden Lilie gleich,
Am Boden lieget, welk und bleich.

IV.

O Liebe! der Wonne ſüßeſte Luſt
Regſt tief du in der Menſchen-Bruſt,
O Liebe! des Lebens bitterſten Schmerz
Senkſt tief du in das Menſchen-Herz,
Doch Schmerz iſt beſtändiger als das Glück —
Der Augenblick gibt es und fordert's zurück.
O Liebe! die hoch ſtets mein Herze pries,
Du machſt die Erde zum Paradies
Dem Paare, das tief und rein dich empfindet,
Das ewig zur Treue dein Zauber verbindet;
Doch finſter und ſtreng wird des Schickſals Gebot,
Tritt zwiſchen ſie urplötzlich der Tod,
Zu reißen ohne Gnad' und Erbarmen
Das Eine aus der Liebe Armen!
Wen ſo vereinſamt ein herbes Geſchick,
Dem winkt keine Hoffnung, dem lacht kein Glück,
Und was dereinſt Wonn' und Luſt ſeinem Herz,
Das wird ihm zum Leid und bitteren Schmerz —

Und ſo auch war's mit dem Ottowa,
Der nie ſeinen Himmel trübe ſah,
Dem heiter das Leben ſtets zugelacht
In freier Natur, im Kampf, auf der Jagd,
Der nimmer geträumt von finſterm Geſchick,
Dem klar ſtets der Freude Quelle gefloſſen,
Der hoher Liebe holdſeligſtes Glück
Mit ſeiner Prairie-Blume genoſſen.
Doch wie aus düſtrer Wolken-Nacht
Urplötzlich raſch mit aller Macht
Herniederzucket ein Wetterſtrahl,
So raſch und plötzlich mit einem Mal
Traf ihn des finſtern Schickſals Gebot:
Am Boden ſah er bleich und todt
Sein Glück und ſeine höchſte Freude,
Dem Pawnee-Wolf gefallen zur Beute.

Doch wie tief, wie peinlich auch war der Schmerz,
Der wild bestürmte sein liebendes Herz,
Als er aus des Auges erloschener Glut
Den Pfeil gezogen, triefend von Blut,
Er drängte zurück der Klage Laut
Und hüllt' in weißen Büffels Haut
Sie ein; als dieses geschehen war,
Bedeckt' er sich Brust, Gesicht und Haar
Mit nasser Asch' und setzte sich nieder
An seiner verblühten Blume Seit' —
Und in der Nacht verhallten weit
Aus seinem Munde der Rache Lieder.

Doch als der Morgen zum vierten Mal' tagte
Und die Schatten der Nacht aus den Wäldern verjagte
Und über dem Sumpfland der Nebel zerstob,
Von seinem Sitz er sich erhob
Und höhlte in den Boden ein Grab
Und senkte die Treugeliebte hinab.
Doch daß sie auf der weiten Reise
Nicht hung're, versah er sie reichlich mit Speise,
Vergaß nicht, nebst buntigen Perlenfäden,
Sie zu versehen mit sonst'gen Geräthen,
Die nöthig, um Mokassins zu machen
Und Leggins für ihren treuen Gebieter,
Trifft er sie in den Gefilden wieder,
Wo ewiglich Lust und Freude lachen.
Als so er versehen mit Allem ihr Grab,
Da warf er die Gastfreundschaft tief hinab,
Und als er's mit Zweigen, Steinen und Gras
Bedeckt, sein Herz nichts weiter besaß
Als Rache, Wuth und finsteren Haß.

V.

Die nasse Asche, der Trauer Zeichen,
Von seinem Körper mußte weichen,
Alsdann er sein Gesicht bemalte,
Daß es von Wuth und Rache strahlte,

Bewaffnete ſich mit Meſſer und Beil,
Mit Bogen und vergiftetem Pfeil,
Verließ darauf der Trauer Ort
Und eilte raſch in's Freie fort.

Zwei Tage ſchon war er auf der Reiſe
Und immer noch nahm er keine Speiſe,
Wie auch darnach ſein Hunger tobt',
Er hatt' es ſich feierlichſt gelobt,
Nicht eher zu eſſen, zu trinken, zu raſten,
Bis ihm am Feinde, dem verhaßten,
Geworden die fürchterlichſte Rache
Und ſeinen Skalp im Gürtel er trage.

Vom Himmel brannte die Sonne heiß,
Ihm drang aus allen Poren der Schweiß,
Doch gab ihm Gitſchi Manitu Kraft,
Daß er nicht in ſeinem Eifer erſchlafft.
Und ſeltſam vom Inſtinkt geleitet,
Der Feindes Aufenthalt ihm deutet',
Gerieth alsbald er auf der Flur
Auf flüchtig hinterlaſſene Spur;
Doch war der Pawnee nicht allein,
Ein Zweiter mußte bei ihm ſein,
Der Füße Abdruck dies klar bewies,
Die Jeglicher flüchtig hinterließ.
Vorſichtig raſch folgt' er der Spur
Auf blumendurchwirkter Steppen-Flur,
Jedoch an eines Bächleins Rand
Sie plötzlich ſeinen Blicken entſchwand.
Ein ſicherer Sprung und er erreicht
Das andere Ufer, doch es zeigt
Kein Hälmchen, geknickt, die weitere Bahn
Des flüchtigen Feindes am Boden ihm an.
Er rennt am Strande ab und auf,
Der Rache Durſt drängt ihn zum Lauf,
Doch iſt umſonſt all ſein Bemüh'n,
Der Feind wußt' irre zu leiten ihn.

Und wie er um sich blickt und späht
Und in Verzweiflung fast geräth,
Daß ihm die Zeit so flüchtig schwindet
Und er der Flüchtigen Tritt nicht findet,
Gewahrt er fern an Waldes Saum
Zwei Männer unter einem Baum —
Und plötzlich zuckt's ihm durch's Gehirn,
Des Mißmuths Wolken auf seiner Stirn
Im Augenblick verflogen sind,
Sein scharfes Auge hat geschwind
Den Mörder seiner Squaw erkannt,
Obschon er den Rücken ihm zugewandt.
Und gierig wild sein Auge sprüht
Der Rache Feuer, das ihn durchglüht,
Und durch das Gras, das üppig lange,
Auf alle Viere niedergebeugt,
Er unbemerkt dem Walde zuschleicht
Mit der Behendigkeit einer Schlange.

An einer Hecke hält er still,
Prüft sicheren Auges die Ferne zum Ziel,
Das seine Rache auserkoren
Zum blutigen Opfer, wie er geschworen,
Greift hastig alsdann zum Bogen und spannt
Die Sehne straffer mit nerviger Hand,
Legt an und im nächsten Augenblick
Schnellt schwirrend am Bogen die Sehne zurück,
Und durch die Luft mit Blitzeseil'
Zieht auf des Todes Schwingen der Pfeil —
Doch in dem Moment, da — ach! vom Bogen
Der giftige Todes-Pfeil geflogen,
Vor den Pawnee mit trauter Rede trat
Der Freund und mußt' er dessen That,
Den feigen, hinterlistigen Mord,
Von dem Geschoß des Rächers durchbohrt,
Am Boden liegend, in bitteren Qualen,
Schuldlos mit seinem Leben bezahlen.

Doch Jener hat raſch den Pfeil erkannt,
Der ihm geriſſen den Freund von der Seite,
Und von Furcht und Grauen übermannt
Sucht er durch feige Flucht das Weite.
Ihm nach flog der Ottowa, flink und gewandt,
Hin über Buſch und Stock und Stein,
Stets tiefer in den Wald hinein,
Durch Bach und Sumpf, nichts hielt ſie auf,
Der ſumpfige Boden wich kaum dem Tritt,
So raſch trug ſie beflügelter Schritt
Darüber hinweg im tollen Lauf—
Und was ſonſt dem Kühnſten unmöglich däucht,
Macht Angſt und der Durſt nach Rache hier leicht.

Und weiter ging's ohne Aufenthalt,
Der Pawnee voran, der Ottowa nach,
Schon hatten ſie durchzogen den Wald
Und endlos die Eb'ne vor ihnen lag;
Doch war es hier nicht anders wie dort,
Stets weiter riß es ſie flüchtig fort.

VI.

Dem Untergang neigt' ſich die Sonne zu
Und kühlend ſenkten der Dämmerung Schatten
Sich nieder auf die grünenden Matten,
Doch war dies den Flücht'gen kein Zeichen zur Ruh'.
Die Feigheit, die an dem Leben hängt,
Den Pawnee raſtlos weiter drängt
Und der Rache glühende Leidenſchaft
Erhöhte zum Lauf des Ottowa's Kraft—
Und ſo, da die Stunden des Tags ſchon zerronnen,
Hatt' Keiner noch einen Vorſprung gewonnen;
Mit gleicher Schnelle ſtets fortgetrieben,
Durch Nichts auf ihrer Bahn behindert,
War unvergrößert und unvermindert
Die Strecke zwiſchen ihnen geblieben.
Und als in der Abendſonne Glut
In weiter Ferne Miſſouri's Flut

Den Horizont feurig golden säumte,
Von Rettung und Hilfe der Pawnee träumte.
Denn hat er das andere Ufer erreicht,
So findet der Freunde Schutz er leicht.

Und als in des Azurs lieblicher Pracht
Der Sterne flimmerndes Heer erwacht,
Da hemmte der Pawnee den raschen Lauf
Am Ufer und athmete leichter auf,
Er wähnt gerettet sein höchstes Gut,
Das Leben — und in die kühlende Flut
Er lechzend sich stürzet und flink und gewandt,
Mit langen Stößen, schwimmt er nach dem Strand,
Der Rettung und baldigen Schutz ihm verheißt.
Jedoch sein Verfolger, der Ottowa,
Der schon sein Opfer entkommen sah,
Inbrünstig betet zum großen Geist:
„O Manitu, der Alles sieht,
Du kennst die Rache, die mich durchglüht,
O lösche die zehrenden Flammenbrände
Und gib den Mörder in meine Hände,
Der schuldbewußt und feige flieht!"
Und sieh! des großen Geistes Ohren
Sind offen für sein heißes Flehen
Und die Hoffnung, die er schon verloren,
Soll er auf's Neue wieder sehen;
Denn eben, als das Ufer erreicht
Der Pawnee, berstend der Boden weicht
Mit donnerndem Krach, der weit verhallt,
Und aus dem düster weitklaffenden Spalt
Springt eine Felsenwand hervor,
Die hebt sich höher und höher empor.
Der Pawnee, durch dies Wunder verwirrt,
Am Strande auf- und abwärts irrt,
Er sieht sein Schicksal sich trostlos gestalten,
Kann kaum noch über dem Wasser sich halten —
Da schießt durch die Flut, gleichwie ein Pfeil
Die Luft durchziehet mit Windeseil',

Sein rachedürſt'ger Verfolger herbei
Und ſchwingt den Tomahawk hoch zum Streiche,
Der ihm den Schädel ſpaltet entzwei,
Und er iſt nur noch eine Leiche.

Darauf der Ottowa flink und behend
Vom Wirbel den Skalp mit dem Meſſer ihm trennt,
Und als er mit blutigem Werk zu End',
Läßt er den Körper den Fiſchen zur Speiſe
Und macht ſich heimwärts auf die Reiſe.
Kaum noch zu Hauſe angekommen,
Den guten großen Geiſt er pries,
Daß er ihn Rache finden ließ;
Und als er Trank und Speiſe genommen,
Befeſtigte er an einem Stab
Den Skalp des Pawnee und ſetzte ihn,
Umwunden von junger Zweige Grün,
Auf ſeiner Prairie-Blume Grab —
Und Lieder ſang er alle Tage
Befriedigter Rache und ſtiller Klage.

Manch Jahr iſt vergangen, ſeitdem ſich das,
Was wir hier flüchtig erzählten, begab,
Und über Oriska's frühes Grab
Iſt längſt gewachſen Moos und Gras;
Der Ottowa ſelbſt, an Jahren alt,
Zog längſt nach der Glückſeligen Land,
Wo ungealtert und ſchön von Geſtalt
Seine Prairie-Blume wieder er fand.
Jedoch an dem flutbeſpülten Strand
Miſſouri's blieb ſtehen die Felſenwand:
Ein ewiges Zeichen trotzt ſie der Zeit,
Wie ſie getrotzet ſchon manchen Wintern,
Ein Zeichen von Lieb' und Gerechtigkeit
Des großen Geiſtes zu ſeinen Kindern —
Und wird ſie durch das ganze Land
Noch heute der Manitu-Fels genannt.

Die Theilung.

Als der große Geist die Welt geschaffen,
Ließ er zu sich kommen seine Söhne —
Rothen Mann und dessen weißen Bruder —
Und der große Herr des Lebens zeigte
Ihnen Bär und Bison, Hirsch und Panther,
Antilope, Pferd und Kuh und Biber,
Otter, Alligator, Schildkröt', Wiesel,
Hund und Katze, nebst noch vielen andern,
Wie auch alle Arten Fisch' und Vögel.
Und er lehrte Beide sie beachten,
Wie sie allsammt wunderbar verschieden
Von einander; sprach dann liebreich also:
„Söhne, alle diese Kreaturen
Habe ich erschaffen und ich habe
Einer jeden eingehaucht das Leben,
Und ihr sollet alle sie beherrschen,
Sollt nach Willen alle sie gebrauchen,
Sollt gebrauchen sie so wie's euch dünket,
Und ich will sie unter euch vertheilen,
Unter euch nach Recht zu gleichen Theilen."

Sprach's und gab dem rothen Sohne, welchen
Er am meisten liebte, weil er furchtlos,
Alle Thiere, welche stark und listig;
Gab ihm Bär und Panther, Fuchs und Bison,
Gab ihm Elk und Hirsch und Biber, Otter,
Gab das Wiesel ihm, nebst vielen andern.
Doch dem Bleichen, dessen Füße schwächlich,
Gab er Pferd und Kuh und Hund und Katze,
Gab ihm Schaf und Schwein, nebst vielen andern.
Drauf bekam der rothe Mann von Vögeln:
Adler, Eule, Truthahn, Reiher, Rabe,
Pelikan, nebst sonst noch vielen andern.

Bleichgesicht erhielt die Gans und Ente,
Die im Schlamm und Schmutz nach Nahrung wühlen,
Auch das Huhn und sonst noch viele andre.
Nahm von Fischen rother Mann die größten,
Die man mit dem Speere rasch durchbohret,
Doch des bleichen Mannes Antheil waren kleine,
Die man an der Angel leicht herauszieht.

Als die Theilung war vorüber, führte
Bleichgesicht von dannen seine Thiere
In ein Land, wo freundlich schien die Sonne
Und wo süßes Gras gedieh in Fülle.
Machte sie sich zahm alsdann und dienstbar.
Band er Holz auf seiner Ochsen Nacken,
In ein Joch je zwei er also brachte.
Mußte ihn das Schwein mit Fleisch versehen,
Mußt' das Schaf ihm warme Wolle geben,
Daß er seine Kleider daraus mache.
Mußt' das Pferd ihm seinen Rücken leihen,
Um zu tragen ihn wohin er wollte;
Mußt' auch wie die Ochsen zieh'n am Pfluge,
Um die feste Erde umzugraben,
Die er mit der Körner Saat bebaute,
Daß sie Korn und Früchte reichlich brachte.
Hund und Katz' nur wollten ihm nicht folgen,
Lagen mit einander stets im Streite,
Kamen nicht wie andre Thiere vorwärts
Und sie konnten ihm nur wenig nützen.

Also that der Weiße, doch der Liebling
Gitschi Manitu's beschaute seine
Thiere voller Neugier, voller Staunen,
Wickelte sie ein in eine Decke
Und er legte sie alsdann bei Seite,
Bis zuletzt er ihrer nicht mehr dachte.

Erſt nach vielen langen Monden fielen
Sie ihm wieder ein, es drängte plötzlich
Ihn mit Allgewalt, ſie zu beſchauen.
Als er aber lüftete die Decke
Waren ſammt und ſonders ſie verſchwunden
Und nach jeder Richtung hin geflohen.
Und im Wald, im Sumpf und auf der Prairie,
In den Lüften hoch und in dem Waſſer
Mußte er nach ihnen mühſam ſuchen,
Mühſam ſuchen und nach ihnen jagen.
Doch es machte dies ihm viel Vergnügen,
Viel Vergnügen, Luſt und hohe Freude,
Und es hat ihn nimmermehr gereuet,
Daß er ſo vergeßlich iſt geweſen
Einſt mit ſeiner Thiere hohem Antheil.
Während ſich ſein weißer Bruder mühſam
Quälet mit geduldigen Hausthieren,
Die an's Haus Jahr ein, Jahr aus ihn feſſeln,
Ewig gleich, ja ewig gleich langweilig,
Zieht des großen Geiſtes rother Liebling
Durch den Sumpf, die Prairie und die Wälder,
Ueber Berg und Thal, ſtets friſch umfächelt
Von des weiten Himmels reinem Athem,
Jagend frohen Sinns nach ſeinen Thieren,
Seinen freien, ſtarken, wilden Thieren.

Unktahee.

I.

An Miſſiſſippi's Strande
Harpſtenah ſaß allein
Und ſchaute ſtarren Blickes
Wohl in die Flut hinein.

Sie ſah bis auf den Boden,
Bis auf der Tiefe Grund,
Wo Kieſelſtein und Muſchel
In Farben ſchimmern bunt.

Sie hörte nicht das Rauſchen
Des Waſſerfalls von fern,
Sie ſah nicht, wie am Himmel
Erglommen Stern um Stern.

Sie merkt' nicht, daß im Walde
Der Whippoorwill erwacht,
Und daß ſie ſchon umhüllte
Der Schleier düſtrer Nacht.

Starr ſah ſie in die Fluten
Bis auf der Tiefe Grund,
Wo Kieſelſtein und Muſchel
In Farben ſchimmern bunt.

Als ſei ſie feſtgebannet,
Konnt' ſie ſich rühren nicht,
Es feſſelte tief unten
Sie Unktahee's Geſicht.

Da theilten ſich die Wogen
Urplötzlich mit Gewalt
Und aus der Tiefe ſchwebte
Des Waſſergotts Geſtalt.

Mondhelles Licht verbreitet'
Sein Leib, durchſichtig, klar,
Indeß ein Perlenregen
Entträufelt' ſeinem Haar.

Der Schauernden ſich nähernd
Sprach er: „Vor Unktahee
Soll nicht Harpſtenah zittern
Als wie ein ſcheues Reh.

„Nein, ſorglos, ohne Bangen
Soll ſtets ſie ungetrübt
Den Blick nach ihm erheben,
Weil Unktahee ſie liebt.

„Er liebt ſie und zur Tiefe
In ſeiner Wohnung Pracht
Will er Harpſtenah führen,
Wo Glück und Freud' ihr lacht."

Er ſprach's und wollt' ſie faſſen,
Da aber ſprang ſie auf
Und ſtürzte angſtbeflügelt
Davon in raſchem Lauf.

Zum guten, großen Geiſte
Sie fleht in ihrer Noth:
„Beſchütze deine Tochter
Vor Unheil, das ihr droht!

„Laß nicht Harpſtenah fallen
In Unktahee's Gewalt —
So feucht ſind ſeine Arme,
Sein Herz ſo todeskalt!"

Sie ſprach's und es erhörte
Der große Geiſt ihr Fleh'n
Und aus den Reichen Wazza's
Fing an die Luft zu weh'n.

Alsbald darauf erſtarrte
Der Fluß von Strand zu Strand
Und unter Eiſes Decke
War Unktahee gebannt.

II.

Es zog die große Gheezis
Am Himmel kaum herauf,
Da ſtand von ihrem Lager
Harpſtenah auch ſchon auf.

Sie legt' mit großer Sorgfalt
Wohl an ihr beſtes Kleid
Und ſchlang um Hals und Buſen
Von Perlen ein Geſchmeid'.

Sie ſchmückte ſich mit Farben
Und glättete ihr Haar
Und ſetzte auf die Krone
Von Federn, bunt und rar.

Es war ihr Tag der Hochzeit
Mit einem Krieger heut',
Mit einem großen Krieger,
Deß Ruhm erſchallte weit.

Und eh' die große Gheezis
Noch ſenkrecht niederſchaut',
Da hatte ſich geſchmücket
Zum Hochzeitsfeſt die Braut.

Sieh da! Ein donnernd Krachen
Fern durch die Lüfte hallt,
Daß rings der Boden dröhnte
Mit ſchrecklicher Gewalt.

Des Eiſes Decke hatte
Gebrochen Unktahee
Und aus der Tiefe brauste
Er ſchäumend in die Höh' —

Und ſtürzt' mit Zornes-Blicken
Und peitſchte wuthentbrannt
Die Wogen ſeiner Fluten
Raſch über Ufers Rand.

Und jagt' sie in die Lande
Mit fürchterlicher Macht,
Ferhin durch off'ne Prairie
Und waldesdüstre Nacht.

Vor ihnen her zog Schrecken
Und namenlose Noth
Und hinter ihnen folgte
Verheerung, grauser Tod.

Und als Harpstenah's Wigwam
Erreicht die wilde Flut,
Da schien sich zu entfesseln
Verdoppelt ihre Wuth.

Sie thürmte brausend, tosend
Empor sich bis zum Dach
Und riß die Hütte nieder
Mit donnerndem Gekrach.

Und aus dem weißen Gischte,
Der perlend aufwärts stob,
Der zorn'ge Gott des Wassers
Urplötzlich sich erhob —

Und schloß in seine Arme
Harpstenah, welche schon
Halbausgehaucht ihr Leben,
Und floh mit ihr davon.

Vor mehr denn hundert Wintern
Ist diese That geschehn,
Harpstenah aber hat man
Seitdem nicht mehr gesehn.

Tief in der Felsen-Wohnung
Des großen Unktahee
Verweilt sie noch zur Stunde —
Kein Mensch erlöst sie je!

Menni-boſchou's Floß.

In grauen Zeiten lebte einſt ein großer
Und weitberühmter Häuptling und Wabeno,
Mit Namen Menni-boſchou. Von dem Strande
Des Großſeewaſſers, gegen Sonnenaufgang,
Bis zu des Weſtens fernen Felſenbergen
Erklang das Lob aus jeder Rothhaut Munde
Ob ſeiner Rechtlichkeit und Herzensgüte.

Als eines Tages er im Kreiſe ſeiner
Familie um ein flackernd Feuer ſaß,
Da traten zu ihm Wald- und Waſſergeiſter,
Mit welchen er in Freundſchaft ſtets gelebet,
Und überbrachten ihm die Botſchaft, daß,
Eh' noch das Eis geſchmolzen in den Buchten,
Der große Geiſt die Indianer-Stämme
Vertilgen wolle ſämmtlich von der Erde;
Daß der Superior und Michigan
Aus ihren jetz'gen Ufern treten ſollten,
Um die Jagdgründe hoch zu überſchwemmen.
Als ſie geendet dankte Menni-boſchou,
Ging dann an's Werk mit all den theuren Seinen
Und fällte viele große trockne Cedern
Und legt' ſie reihenweiſe aneinander,
Gar viele Acker groß, und band ſie ſo
Zuſammen mit Baſtſeilen von der Birke
Und Reifen von dem zähen Hickory.
Auf hoher Stelle, in des Floſſes Mitte,
Sein Matten-Wigwam ſtand; ein hohler Stein
Diente als Feuerplatz darin; auch hatte
Er eine Vorrathskammer aufgeführt,
Die mit Mandamin und Mahnamonee
Und mit gedörrtem Fleiſch er angefüllet,
Sowie mit Moos und trocknem Graſe reichlich.

Als der Superior und Michigan,
Stets höher schwellend, ihrer Wogen Fluten
Gewaltig rauschend durch die Wälder wälzten
Und Hirsch und Büffel, Bär und Caribou
Und Elk und Fuchs und wie sie alle heißen
Sein Floß umschwammen, sucht' er unter ihnen
Der kräftigsten ein Paar von jeder Gattung
Und rettete sie vor dem Untergang.
Die Moschus-Ratten, Biber und die Otter
Erbauten ihre Wohnungen mit seiner
Erlaubniß unterhalb des Riesen-Flosses.

Und höher, immer höher stieg die Flut
Und tobte, rauschte sturmgepeitscht hoch über
Der Wigwam Dächer, schwang sich fesselos
Empor bis zu der Wälder höchsten Wipfeln;
Doch schlug sie grenzenlos selbst über diesen
Zusammen, höher stets in's Blaue strebend.
Von allen Arten Vögeln stets umflattert,
Die einmal täglich er zu füttern pflegte,
Trieb lange Menni-boschou's Floß umher
Auf den vom Sturme aufgewühlten Wogen.

Nach vielen Sonnen endlich schien die Flut
Gegen Süd-Osten merklich zu verrinnen.
Schon glaubte er der Wogen laute Brandung
An fernen Felsenriffen zu vernehmen.
Er ließ daher der Ratten Obersten
Vor sich erscheinen und befahl ihm eiligst
Zu tauchen, um zu seh'n, wie tief das Wasser
Sei. Er gehorchte und nach langer Zeit
Erschien er wieder, auf dem Rücken liegend,
Todt, aufgeblasen, jede Klaue voll
Von schwarzer Erde. Menni-boschou zog
Ihn auf sein Floß, entnahm dann seinen Klauen
Die Erde, sie mit mächt'gem Zauberspruche
Nach allen Winden streuend auf die Flut.

Alsdann fiel das Gewässer sichtbar schnell;
Die Berge wuchsen und der Bäume Gipfel
Erschienen, und das Rettungsfloß blieb bald
Zwischen den buntbemalten Felsen und
Dem Escanaba auf dem Lande sitzen.
Die Biber, Moschus-Ratten und die Otter
Das Floß zuerst verließen; aber als
Das Land getrocknet war und Wald und Flur
Ihr grün Gewand sich wieder angelegt,
Da suchten auch den Aufenthalt im Dickicht
Die andern Thiere. Menni-boschou aber
Erbaute mit den Seinen einen Wigwam
Am See und wurde so er der Stammvater
Von des Nordwestens Indianer-Stämmen.

Noch lebet Menni-boschou heutzutage
Im Munde der Algonquins als ein Greis,
Der auf den fernen Felsenbergen sitzet
Und über seiner Kinder tolle Streiche
Oft herzlich lachet. Langes Silberhaar
Wallt nieder ihm vom Haupt bis an die Kniee,
Und wenn er's schüttelt, dann entsteht der Westwind.

Anhang.

Ueberſetzungen, Diſtichen und
Was hervorrief die Gelegenheit,
Wie auch ſchlechte Verſe früh'rer Zeit,
Hat zum Schluß der Dichter bunt
Aneinander hier gereiht.

Fair Bingen on the Rhine.

Nach Mrs. Norton.

Ein Kämpfer von der Legion in Algier sterbend lag,
Kein liebend Wesen pflegte ihn, kein Aug' in Thränen brach;
Ein Kamerad nur stand bei ihm im letzten Augenblick
Und lauschte seiner Stimme Laut stumm mit betrübtem Blick.
Krampfhaft erfaßt' der Sterbende des Kameraden Hand
Und sagte: „Nie mehr sehe ich mein schönes Heimathland!
Geh', bring' die Botschaft, bringe sie den fernen Freunden mein,
Zu Bingen bin geboren ich, schön Bingen an dem Rhein!"

„Den Brüdern und Gefährten mein theil' mit die Trauerkund',
Wenn fröhlich sie beisammen sind im trauten Weinbergsgrund,
Sag' ihnen, daß wir fochten brav — und wie am Tagesschluß
Die Sonn' auf manches bleich' Gesicht gedrückt den Scheidekuß,
Wie auf dem Feld manch ein im Dienst ergraueter Soldat
An tiefer Todeswunde starb nach mancher Heldenthat —
Doch Einer nur war jung, er sah in's Leben kaum hinein,
Nur Einer kam von Bingen fern, von Bingen an dem Rhein!"

„Der Mutter sag', ein and'rer Sohn sei ihres Alters Stütz' —
Mich trieb es fort, ein Vöglein frei, aus stillem Heimathsitz,
Weil ein Soldat mein Vater war, dem ich als Kind gelauscht,
Wenn er erzählt vom Schlachtgewühl, wo's durcheinander rauscht.
Er starb, und als wir theileten die Hab' von kleinem Werth
Ließ ich den Andern Alles, doch ich nahm des Vaters Schwert
Und hing mit jugendlicher Lust es oft im Sonnenschein
Zu Bingen an der Hütte Wand, schön Bingen an dem Rhein!"

„Der Schwester sag', sie solle sich um mich nicht grämen sehr,
Wenn fröhlich unter Sang und Klang heimzieht der Krieger Heer;
Nein, stolz seh' sie herab auf sich mit ruhevollem Blick,
Weil ein Soldat ihr Bruder war, furchtlos vor dem Geschick —

Und wirbt ein Kamerad um sie, sag' ihr in meinem Nam',
Sie sollt' auf ihn nicht schauen mit Verachtung, nicht mit Scham;
Das alte Schwert soll hängen sie, des Vaters war's und mein,
Zu Bingen's Ehr' auf seinen Platz, schön Bingen's an dem Rhein!"

„Doch jenem Wesen, dem im Glück dahinfließt still die Zeit —
Es spiegelt sich in ihrem Aug' des Lebens Heiterkeit,
In Unschuld lebt sie fromm und schlicht, zürnt keinem Menschen sehr,
Doch glaub' ich, Freund, ein leichtes Herz das trauert oft viel mehr —
Sag' ihr, daß ich in dieser Nacht, der letzten, lang vor Tag,
Hier, von des Schmerzes Qual befreit, ein Seelenloser lag;
Sag' ihr, daß ich geträumt, ich ging' mit ihr im Abendschein
Auf Bingen's weinbepflanzten Höh'n, schön Bingen's an dem Rhein!"

„Des Rheines Flut sah still ich zieh'n, zu hören wähnte ich
Die deutschen Lieder, die im Chor wir sangen feierlich;
Entlang dem wunnervollen Strom, an steilen Felsenhöh'n,
Da hörte ich das Echo sanft im Abendhauch verweh'n;
Ihr blaues Auge sah mich an voll Liebe im Gespräch,
Da traulich wir hinschlenderten auf dem gewohnten Weg,
Hingebend ließ in meiner Hand sie ruh'n ihr Händchen fein —
Doch sehen wir uns nimmermehr in Bingen an dem Rhein!"

Der Stimme Laut ward schwächer stets, die Hand durchzuckte Krampf,
Das Aug' ward starr, doch sprechen wollt' er noch im Todeskampf;
Was auch im letzten Augenblick der Kamerad aufbot,
Der Kämpfer von der Legion im fremden Land war todt.
Es stieg der Mond empor und schien auf's blutgetränkte Feld
Des Kampfes, wo zerstreut umher im Blut lag mancher Held —
Doch goß in dieser Nacht allhier der Mond den Silberschein
Herab als wie in Bingen fern, schön Bingen an dem Rhein!

The Star Spangled Banner.

I.

Sprich, ſiehſt du im dämmernden Morgenlicht klar
Was ſo ſtolz wir begrüßt in des Abendroths Gluten,
Deſſen Streifen und Sterne in Kampfes-Gefahr
Ueber'm Walle wir ſah'n in der Luft ſtattlich fluten?
Der Raketen Geziſch und der Bomben Gekrach
Zeigt' uns, daß dem Feind unſre Flagg' nicht erlag! —
O ſprich, ob das Banner, mit Sternen beſä't,
Ueber'm Lande der Freien und Braven noch weht?

II.

Das Ufer kaum ſichtbar der Nebel umwebt,
Wo der ſtolze Feind ſchlummert in furchtbarer Stille —
Doch ſieh, was iſt das, was der Wind dort erhebt?
Nun verſchwindet es raſch, nun erhebt ſich's in Fülle —
Jetzt horizontal trifft's der Morgenſonn' Strahl
Und es ſpiegelt ſich klar in des Waſſers Kryſtall:
Es iſt unſer Banner, mit Sternen beſä't,
Das über der Heimath der Freien noch weht!

III.

Und wo iſt denn der Feind, der ſo prahleriſch ſchwur,
Daß des Kriegs eh'rner Fuß in den Schlachten voll Grauen
Vernichten uns ſollte die heimiſche Flur? —
Ihre Spur trank ihr Blut auf der Unſrigen Auen:
Kein Schutz und kein Recht ward dem Söldling, dem Knecht
In dem Schrecken der Flucht vor dem Tod im Gefecht —
Und das glorreiche Banner, mit Sternen beſä't,
Ueber's Land hin der Freien und Braven ſtolz weht!

IV.

So ſei's auch ſo lang freie Männer noch ſteh'n
Für die Heimath, die theure, in Krieges-Gefahren.
Möge ſegnend uns Ruhm ſtets und Friede umweh'n —
Preist die Macht, die ein Volk in uns wußte zu wahren!

Der Sieg uns ſtets rächt, iſt die Sache gerecht,
„Gott vertrau'!" bleib' der Wahlſpruch in jedem Gefecht,
Daß das glorreiche Banner, mit Sternen beſä't,
Ueber'm Lande der Freien und Braven ſtets weht!

Six Hundred Thousand More.

Nach Bryant.

Wir kommen, Vater Abraham — Sechshunderttauſend mehr —
Von Miſſiſſippi's Windungen, vom Strand Neu-Englands her;
Verlaſſen Weib und Kind und flieh'n den Pflug, den Arbeitsort
Und zieh'n mit Herzen tiefbewegt aus unſrer Heimath fort.
Doch blicken ruhig vorwärts wir, fällt auch der Abſchied ſchwer —
Wir kommen, Vater Abraham — Sechshunderttauſend mehr!

Blickſt über jene Berge Du, die gegen Norden kühn
In's Blaue ragen, Staubgewölke ſiehſt Du näher zieh'n —
Doch jetzt ein leiſer Windſtoß theilt des Wolkenflores Nacht
Und unſer Banner, ſternbeſä't, entfaltet ſich mit Pracht,
Und endlos blitzt im Sonnenſchein der Bajonete Heer —
Wir kommen, Vater Abraham — Sechshunderttauſend mehr!

Und blickſt in unſre Thäler Du, wo reif die Saaten ſteh'n,
Siehſt Du formir'n in Reih und Glied des Landmanns wack're Söhn',
Und Greiſe, Mütter, Kinder, die nicht fähig, mitzuzieh'n,
Für's Vaterland, das theuere, nach Kräften ſich abmüh'n,
Den Braven aber ſeh'n ſie nach, das Herz ſo voll, ſo ſchwer —
Wir kommen, Vater Abraham — Sechshunderttauſend mehr!

Du haſt gerufen und wir nah'n zu Richmond's blut'gem Streit,
Und ſind für Freiheit und für Recht zu ſterben gern bereit;
Denn ha! das Schwert zu reißen gilt's aus des Verräthers Hand,
Hochſchwingend es im Angeſicht der Feind' im fremden Land.
Sechshunderttauſend gingen uns voran — ein treues Heer —
Wir kommen, Vater Abraham — Sechshunderttauſend mehr!

Love and Friendship.

Kommt der Herbſt, dann zieh'n die Vöglein
Von der Flur und aus dem Wald,
Ziehen fort nach fernen Zonen,
Suchen wärmern Aufenthalt.

Freunde, die an uns ſich wärmen,
Lachet uns des Sommers Glück —
Flieh'n ſie nicht von unſrer Seite,
Droht uns Winters Mißgeſchick?

Doch wenn vor den kalten Tagen
Alle Sänger fliehen auch,
Bleibt Schneevöglein doch ſtets bei uns,
Fürchtet nicht des Winters Hauch.

Liebe nur, die reine, wahre,
Iſt es, die ſtets bei uns weilt,
Die mit uns des Winters Stürme,
Wie des Lenzes Freuden theilt.

When I am Rich.

Nach Kate Cameron.

„Wenn reich ich bin," ſo ſagte einſt
Ein thöricht Mägdelein,
„So wind' ich Diamanten mir
In's Lockenhaar hinein —
Und Perlen, Saphir und Rubin
Will ich hinein auch weben,
Daß auf der ganzen Welt kein Menſch
So froh wie ich ſoll leben!"

„Wenn reich ich bin, ſo ſei ein Schloß
Mein heimiſches Aſyl;
Was auch mein Herz verlangen mag,
Hier ſei der Wünſche Ziel —

Der Jugend Phantaſie und auch
Die idealen Träume
Des Künſtlers müßten finden da
Der Wirklichkeiten Räume!"

So hatte einen Jüngling ſie
Im Uebermuth betrübt,
Der ſie aus tiefſtem Herzensgrund
Mit aller Macht geliebt;
Jedoch ein mürriſch alter Mann
Des Wegs daher iſt kommen,
Den hat ſie wegen ſeinem Geld
Zum Ehemann genommen.

Sie zog in einen Pracht-Palaſt,
Doch ach, der Liebe Glück,
Das hatte ganz vergeſſen ſie —
Es blieb ſehr weit zurück.
Und aller Edelſteine Werth,
Die ſie genannt ihr eigen,
Vermochte nicht aus ihrem Herz
Den tiefen Schmerz zu ſcheuchen.

Zu ſpät ſah ſie, daß Reichthum nicht
Zufriedenheit gebeut,
Und daß nicht immer Goldesglanz
Bewahrt vor Sorgen, Leid —
Drum, Mädchen, nehmet euch in Acht
Und laßt euch nicht betrügen,
Denn nie kann alles Gold der Welt
Der Liebe Glück aufwiegen!

The Negro in the Dismal Swamp.

Nach Longfellow.

Im düſtern Mooresgrund des Dismal-Sumpfes
Gehetzt ein Neger lag zu früher Morgenſtunde,
Wohl ſah er der Verfolger Lagerfeuer dampfen
Und hört' genau von Zeit zu Zeit der Pferde Stampfen,
Sowie das ferne, ferne Bellen der Bluthunde.

Da, wo der Irrwiſch tanzt, der Glühwurm leuchtet
Im Farrenkraut, in Binſen und in Weiden-Hecken,
Wo Moosgeflechte an der Tanne Aeſte ſchwanken,
Die Ceder wächst und gift'ge Schlinggewächſe ranken,
Die reich bedeckt ſind mit der Schlange bunten Flecken;

Da, wo der Menſch es kaum vermag zu fußen,
Noch er es wagen dürfte, auf der leichten Decke
Des Torfs, die unterm Tritte weichet, vorzudringen,
Wo üpp'ge Gräſer wirr ſich ineinander ſchlingen,
Da kauert, wie ein wildes Thier, er im Verſtecke.

Da kauert er, ein armer, alter Sklave,
Benarbt das dunkle Angeſicht, geſchwächt die Glieder;
Das Brandmal trägt er auf der Stirn der Schmach und Schande
Und um den müden Körper hängen vom Gewande
Des Schimpfs und der Entwürdigung die Fetzen nieder.

Doch über ihm iſt Alles ſchön und lieblich,
Es kann des Lebens ſich allda ja Alles freuen,
Von Aſt zu Aſt Eichhörnchen luſtig ſpringen
Und frohe Waldesſänger in die Höh' ſich ſchwingen,
Die Luft erfüllend mit der Freiheit Melodeien.

Auf ihm allein ruht Unheil und Verdammniß,
Seit ſeinem Blick ſich öffneten die Augenlider;
Auf ihn allein iſt Kain's ſchwerer Fluch gefallen,
Der, wie der Blitz aus düſtern Wolkenhallen
Herniederzucket, ihn ſo troſtlos ſtrecket nieder.

Day-Break.

Nach Longfellow.

Frei bearbeitet.

Ein Lufthauch aus dem Meer' aufſteigt
Und ſpricht: „Raſch, raſch, ihr Nebel, weicht!'

Er grüßt die Schiffe froh: „Zieht, zieht
Sorglos in's Weite, Nacht entflieht!"

Einwärts in's Land bläst er mit Macht
Und ruft: „Der Tag iſt da, erwacht!"

Jagt durch die Wälder mit Gebraus:
„Hängt eure grünen Banner aus!"

Und über Vögleins Neſt er zieht:
„Waldvöglein, hebe an dein Lied!"

Eilt in den Thalesgrund und ruft:
„Erſchließt euch, Blümlein, ſpendet Duft!"

Er wendet ſich den Halmen zu
Und rüttelt ſie aus ihrer Ruh'

Und ſpricht: „Erwacht, der Tag erſchien!
Beugt euer Haupt, begrüßet ihn!"

Empor zum Kirchthurm ſchwingt er ſich
Und ſpricht zur Glocke: „Rühre dich!

Raſch öffne den metall'nen Mund,
Verkündige die Morgenſtund'!"

Und über Gräber, ſanft erhöht,
Er doppelt raſch beflügelt weht;

Doch dumpf-chaotiſch hier er ſpricht:
„In Frieden ruht — Noch nicht! noch nicht!"

A Rainy Day.

Nach Longfellow.

Der Tag iſt ſo kalt, ſo trüb' und ſo traurig,
Der Regen fällt dicht und der Wind heult ſchaurig;
Von der Rebe, die rankend mein Fenſter umbiegt,
Ein falbes Blatt um das andere fliegt,
Und der Tag iſt ſo trüb' und ſo traurig.

Mein Leben iſt kalt und trüb' und traurig,
Der Regen fällt dicht und der Wind heult ſchaurig;
Die Hoffnung, die meiner Ausſicht Glück
Umrankt, verwehet im Mißgeſchick,
Und mein Leben iſt trüb' und traurig.

Doch ſchweige, mein Herz, das ſo viel ſchon geweinet,
Denn hinter den Wolken die Sonne noch ſcheinet,
Dein Loos iſt alltäglich auf dieſer Welt —
Es kommen einſt Tage, die freundlich erhellt,
Nach Tagen ſo trüb' und ſo traurig.

John Anderson.

Nach Robert Burns.

Hans Anderſon, mein Hans du,
Als Beide wir bekannt
Geworden, war dem Raben gleich
Dein Haar, die Stirn verbrannt;
Doch jetzt iſt deine Stirne kahl
Und weiß dein Haar, mein Hans.
Geſegnet ſei dein ſchneeig Haupt,
Hans Anderſon, mein Hans!

Hans Anderſon, mein Hans du,
Wir kletterten zuſammen
Wohl auf die Höh' — manch frohen Tag
Verlebten wir mitſammen.
Jetzt mögen wanken wir hinab,
Doch Hand in Hand, mein Hans,
Zu ſchlummern an des Berges Fuß,
Hans Anderſon, mein Hans!

John Barleycorn.

Nach Robert Burns.

Es waren drei König' im Morgenland,
Drei Könige hochgebor'n,
Die ſchwuren einen heiligen Eid:
Es ſterbe Hans Gerſtenkorn!

Mit einem Pflug ſie pflügten ihn ein,
Bedeckten mit Erde ihn
Und ſchwuren zur Stunde, Hans Gerſtenkorn
Sei ſicherlich nun dahin.

Ein fröhlicher Frühling nahte ſich mild,
Der Regen fiel warm herab,
Da ſtreckt', zum Erſtaunen, Hans Gerſtenkorn
Den Kopf hervor aus dem Grab.

Die glühende Sonne des Sommers kam
Er wurde lang und breit,
Sein Haupt war gewappnet mit Speeren ſpitz,
Daß Keiner ihm thu' was zu leid.

Der nüchterne Herbſt ſich nahte gelind
Und Hans wurde mager und bleich —
Den Körper gebeugt und hängend das Haupt,
Das ſah faſt dem Sterben gleich.

Seine Farbe kränkelte mehr und mehr,
Er wurde vor Alter ſchwach,
Und wiederum ſtellte der arge Feind
Mit tödtlichem Haß ihm nach.

Eine Sichel ſie nahmen, lang und ſcharf,
Und ſchnitten am Knie ihn entzwei,
Dann banden ſie auf den Wagen ihn feſt,
Wie 'nen Gauner für Schwindelei.

Sie legten auf den Rücken ihn
Und prügelten ihn gar sehr,
Drauf brachten sie in die Windmühl' ihn
Und schleuderten ihn umher.

Hierauf eine Bütte sie füllten an
Mit Wasser bis zum Rand
Und warfen hinein Hans Gerstenkorn,
Daß bald er den Boden drin fand.

Sie breiteten auf dem Boden ihn aus,
Zu bringen der Schmerzen ihm mehr,
Und gab er ein Zeichen des Lebens von sich,
So warfen sie ihn umher.

Sie dörreten über heißer Flamm'
Das Mark in seinem Gebein —
Am schlimmsten nahm ihn ein Müller mit,
Er zermalmt' ihn unter dem Stein.

Sie sogen sein Herzblut ihm völlig aus
Und tranken's sich zu in der Rund',
Und sieh, mit jedem frischen Zug
Gab größere Freude sich kund.

Hans Gerstenkorn ist ein tapferer Held,
Von echtem Schrot und Korn,
Und trinkt ihr sein Blut, so fühlt ihr fürwahr
Euch wieder wie neugebor'n.

Es läßt den Mann die Sorgen der Welt
Vergessen in Lust und Freud' —
Es trocknet die Thränen der Wehmuth und stimmt
Die Menschen zur Heiterkeit.

Drum trinkt auf das Wohl Hans Gerstenkorn's,
Des Helden, so tapfer, so kühn:
Lang' möge seine Nachkommenschaft
Im alten Schottland blüh'n!

Cleon and I.

Nach Charles Mackay.

Cleon hat Millionen Acker Landes,
Auch nicht einen habe ich;
Cleon wohnt im prächtigen Palaste,
In der Hütte wohne ich;
Cleon iſt Beſitzer großer Schätze,
Keinen Heller habe ich:
Wißt jedoch, der Aermſte von uns Beiden
Cleon iſt und nimmer ich!

Cleon geht zwar oft hinaus in's Freie,
Alſo wie auch thue ich,
Doch er ſieht nur ſeiner Güter Grenzen,
Aber die Natur ſchau' ich —
Cleon gehet ſeinen Reichthum meſſend,
Nach Erquickung gehe ich;
Ihn umhüllet Sammt und mich ein Kittel,
Aber reicher bin doch ich!

Cleon iſt und bleibt des Mammons Sklave,
Doch ein freier Mann bin ich;
Cleon conſuliret ſtets den Doktor,
Niemals einen brauchte ich;
Cleon bangt es vor dem bleichen Tode,
Nimmermehr ihn fürchte ich;
Alſo plagen ihn des Lebens Sorgen,
Während frohen Sinnes ich!

Die Natur hat nicht den Reiz für Cleon,
Den ihr abgewinne ich!
Er hört nicht der Vöglein frohe Lieder,
Welchen oftmals lauſche ich;
Cleon lebet nur für ſeinen Reichthum,
Für das Schöne lebe ich —
Urtheilt ſelbſt, wer von uns Beiden glücklich,
Ob es Cleon oder ich?

Diſtichen.

1.

Elegie.

Seid mir, Berge, gegrüßt im grünen Gewande der Reben,
Sei auch, Rhein, mir gegrüßt, der du am Ufer hin ſchäumſt!
Nach zehn Jahren, die ich verbracht weit über dem Meere,
Jubelt, o Heimath, mein Herz, nun ich dich wiederum ſchau'.
Trunken des Anblicks ſchweifet mein Aug' umher auf der Landſchaft,
Weiß nicht, wo es zuerſt voller Entzücken verweil':
Dort mein liebliches Dörfchen, umkränzt von blühenden Gärten,
Drinnen Hecken und Bäum' tragen das reifende Obſt;
Hier das freundliche Thal mit ſeinen buntfarbigen Fluren,
Die, ein ſilberner Streif, plätſchernd die Quelle durchzieht;
Da auf felſiger Höh' der Burg verfallene Trümmer,
Die mit düſterem Blick ſchauen hinab in die Flut;
Dort die Bleiche, wo oft ich geſchlummert auf grünenden Matten
Unter der Pappel-Allee ſonneſchützendem Dach;
Und auch hier das ſteinige Ufer, wo oft ich geſeſſen
Mit den Geſpielen, ſo froh, Fiſchlein angelnd im Rhein —
Ah! und der Hohlweg da, und die Lehmgrub' dort an dem Kirchhof,
Wo in Saus und Braus nach der Schul' wir geſpielt —
Alles, ja Alles lächelt mir freundlich und lieblich entgegen,
Daß ich die Jugend nochmals möchte verleben allhier!

2.

Strebſt du nach hohem Ziele, vermeide weislich die Freunde,
Denn ſie ſind es allein, die dir verſperren die Bahn.
Wenn auch die Schranken, welche ſie feindlich entgegen dir ſetzen,
Mächtig durchbrechen du kannſt; nimmer beſiegſt du den Neid.

3.

Spender, der all sein Gut um ein lumpiges Aemtchen vergeudet,
Das, wie er selber gesagt, nimmer ihm brachte was ein,
Ist zum Staunen der Welt urplötzlich ein Reicher geworden —
Wie dies gekommen, das weiß Spender, der Amtmann, allein.

4.

„Singe wem Gesang gegeben," so sagte der Dichter —
Wisse jedoch, mein Freund, nimmer Gekrächz ist Gesang.

5.

Wenn die Religion die Menschheit sittlich verbessert,
Wahrlich, auf Erden sind dann Wenige religiös.

6.

Selbstsucht ist die verderblichste aller Schlangen auf Erden,
Denn sie wird ewig nicht satt, würgt sie der Opfer auch viel'.

7.

Ruhmsucht übet so Mancher auf Erden, wenn nimmer
Aussicht geboten ihm ist, jemals zu werden berühmt.

8.

Was ihr von mir und meinen Gedichten auch haltet, das Eine,
Daß kein Gelehrter ich bin, haltet im Auge nur stets.

Nachruf an meinen Bruder Louis.

Gefallen in der Schlacht bei Spottsylvania.

I.

Als der Empörung Fackel hoch geschwungen
Des Südens niedere Verräther-Bande
Und überall im weiten, weiten Lande
Begeist'rungsvoll der Freiheit Ruf erklungen —
Da warst auch du von hohem Muth durchdrungen
Und an das Leben deine Forderungen
Quittirtest du, dein edles Herz erkannte
Den hohen Preis, um den der Kampf entbrannte.
Und zu den Waffen eiltest du mit Freuden
Und zogst dahin, im Blüthenmond der Jugend,
Für unsrer Sache heilig Recht zu streiten,
Ein Mann an Muth, ein Muster hoher Tugend.

II.

Drei Jahre waren nahezu verflossen,
Ein neuer Morgen lächelte dir wieder
Nach achtzehn heißen Schlachten, die du bieder
Bestandst mit deinen tapferen Genossen —
Doch anders hatt' das Schicksal es beschlossen:
In einem heißen Regen von Geschossen
Streckte das Todesblei dich trostlos nieder;
Des Lebens Hauch, die Jugendkraft der Glieder
Entfloh — ein Patriot bist du gefallen,
Ein Patriot auf blutgetränktem Boden —
Sahst noch der Freiheit Sieges-Banner wallen,
Dann riß das Band und du warst bei den Todten

III.

So nah' am End', so nahe schon am Ziele —
Nachdem drei Jahr' du pflichtgetreu ertragen
Noth und Entbehrungen, Strapatzen, Plagen,

Traf dich das Loos in Schickſals dunklem Spiele
Und fielſt, ein Held, im heißen Kampfgewühle ——
O ſchweig', mein Herz, bemeiſt're die Gefühle!
O ſchweige, Mutter, laß das Weinen, Klagen,
O ſchweige, wolleſt darum nicht verzagen,
Daß du den theuren Liebling hingegeben —
Für einen guten Zweck iſt er geſtorben.
Wer ſo, wie er, zum Opfer brachte ſein Leben,
Der hat des Ruhmes Krone ſich erworben.

Die Indianer-Schlucht.

(Auf Lüddemann's Farm am Michigan-See.)

Hier alſo modern eure Glieder,
Ihr einſt ſo frohen Kinder der Natur;
Hier alſo ſenkten eure Brüder
Euch in des Grabes düſtern Abgrund nieder,
Hier, auf beſchattet grüner Flur —
O ruht in Frieden!

Ja, ſchlummert hier in ew'gem Frieden,
In trauter, ungeſtörter Einſamkeit!
Wohl euch, daß ihr dahingeſchieden,
Da noch die Welt vermochte euch zu bieten
Ein Leben voller Glück und Freud' —
O ruht in Frieden!

Vorüber rauſchen ſchnell die Zeiten
Und ew'ger Wechſel iſt der Welt Geſchick;
Auch ihr ſaht ſie vorüber gleiten,
Da jeder Tag euch brachte neue Freuden,
Doch dieſe kehren nie zurück —
Ruht drum in Frieden!

Der Skeptiker.

An die Frauen M— und J—

— — — — — — — — Dieſer Geiſt,
Der mich erfaßt, es iſt der Geiſt der Wahrheit:
Wohl ziemt dem Mann, für volle Sonnenklarheit,
Ob Wonne ſie, ob Elend ihm verheißt,
Der Kindheit ſüßem Dämmer zu entſagen —
— — — — — — — — — — —

Gottfried Kinkel.

Die Glocken hallen aus; gedankenſchwer
Folg' ihrem Rufe ich und merk's nicht eh'r,
Bis ich, an eine Säul' gelehnt, im Gang
Der Kirche plötzlich ſtehe. Orgelklang
Ertönet leiſe; zitternd langgezogen
Schwellen jedoch ſtets mehr und mehr die Wogen
Der Töne rauſchend durch den weiten Raum —
Sieh da! — wie in der Jugend ſel'gem Traum
Der Ehrfurcht heil'ger Schauer mich durchzieht
Und fromm zur Andacht ſtimmt mich mein Gemüth —
Stets voller die Accorde — Es erſchallt
Geſang. Ich kenne den Choral; er hallt
So rauh und doch ſo ſchmeichelnd in mein Ohr;
Er reißt mich fort, ich ſtimme in den Chor,
Begeiſt'rungsvoll durchglüht, und unbewußt
Tönt meine Stimme hell aus voller Bruſt.
Die Orgel ſchweigt, mit ihr auch der Geſang —
Ein Baßton brummt mit dumpfem Klang
Nachhallend aus. Der Pfarrer ſteigt darauf
Der Kanzel Wendeltrepp' langſam hinauf.
Des hohen Alters Laſt hat ſeinen Rücken
Gebeugt, jedoch es liegt in ſeinen Blicken
Das Feuer noch tiefinnerlicher Kraft,
Die mit der äuſſern Hülle nicht erſchlafft
Im gleichen Schritt. Es fließt auf den Talar
In Wellen lang des Hauptes Silberhaar.

Er ſchaut ſich um für wenige Momente
Und faltet zum Gebet alsdann die Hände.
Und wie inbrünſtig er zum Himmel fleht,
Da fühl' ich feierlich mich angeweht
Vom Hauch des Herrn, kann mich nicht länger halten
Zurück, muß betend meine Hände falten
Und flehen demuthsvoll, wie ich's gethan
Gar oft als Kind — „Ha! thöricht falſcher Wahn,"
Ruft eine Stimm' in mir: „ſein Schickſal ſchafft
Der Mann ſich ſelbſt durch ſeine eig'ne Kraft!" —
Gebet zu End' — Der Pfarrer ſchlägt darauf
Die heil'ge Schrift bedächt'gen Blickes auf.
Aus Moſis erſtem Buche lieſt er vor
Das erſt' Kapitel, richtet ſich empor
Alsdann und redet die Gemeinde an.
Noch ſpricht er langſam; nach gewiſſem Plan
Theilt er die Predigt ein. Verſtändlich ſo
Beleuchtet er, daß Gott das A und O,
Der Anfang und das End' — „Von Ewigkeit
Regieret er," ſpricht er, „zu Ewigkeit!"
Ich hör' andächtig zu; es wurzelt ja
Der Glaube tief in mir, wie möchte da
Ob dem Geſagten ſich ein Zweifel regen —
Den heut'gen Text der Bibel auszulegen
Fährt ruhig fort der Pfarrer und er ſagt,
Daß in ſechs Tagen Gott die Welt gemacht;
D'ran zweifelt weder Jung noch Alt, fürwahr
Er weiß es zu belegen ſonnenklar —
Und mächt'ger ſtets ſchwillt ſeiner Rede Fluß,
Schlägt auf die Kanzel, ſtampfet mit dem Fuß,
Beweist auf's allerheftigſte dabei,
Die edelſte der Kreaturen ſei
Der Menſch, dem Gott den freien Willen gab,
Doch ſei von jeher ſündig er und hab'
Seit Adam, der als Erſter nichts getaugt,
Das große Privilegium mißbraucht.

„Doch Gott ist", fährt er immer wilder fort,
„Allwissend, denn so lehret uns sein Wort;
Er ist allweis', allmächtig, allgerecht,
Und kommt ihr in die Hölle, geht's euch schlecht —
Ja weint und klagt und fleht nur immerzu,
Dem Herrn macht dennoch ihr kein X für'n U.
Er ist allwissend und er wußt', was los
Mit euch, da euer Keim im Mutterschooß
Noch lag, drum habet Acht, gebraucht nicht schlecht
Den freien Willen, lebet gottgerecht!"
Der Pfarrer spricht's, und Alles weint und klagt,
Auf mich jedoch es andern Eindruck macht.
„Ist Gott allwissend," sage ich mir leis,
„Der all mein Thun und all mein Lassen weiß
Und überzeugt ist, daß ich handle schlecht,
Fürwahr, dann ist er sicher ungerecht!
Läßt er trotzdem mich noch geboren werden
Und gibt er freien Willen mir auf Erden
Und ist dabei allmächtig und allweis',
Da könnte er mich doch auf sein Geheiß
So gut zu einem Menschen werden lassen,
Der Gutes liebt und Schlechtes weiß zu hassen;
Denn da er weiß, daß ich einst handle schlecht,
Kann er allwissend sein, nicht allgerecht!
Doch zeigen wir den Fall in and'rem Licht
Und sagen, er sei allgerecht, doch nicht
Allwissend — nun dann leuchtet sicher ein,
Daß er gewiß nicht kann allmächtig sein:
Und wer allmächtig nicht, kann auch mit nichten
Allweise sein, um Alles wohl zu richten!" — —
So sinn' ich viel darüber hin und her,
Den Pfarrer aber höre ich nicht mehr,
Und wie die Predigt Alle auch bewegt,
Mich hat zum Denken tief sie angeregt.

— — — — — — — — — — — — — —

Und nun, ihr meine lieben guten Frauen,
Ihr werdet hoffentlich begründet ſchauen
Die Zweifel, die ich an der Allmacht hegte,
Seitdem die Predigt mich dazu bewegte.
Ihr werdet mir es darum nicht verübeln,
Wenn ich nach vielem Denken, vielem Grübeln
Gelangt aus Ueberzeugung bin zur Wahrheit
Und meines hohen Glaubens log'ſcher Klarheit:
Daß die Natur das Triebrad ſei der Welt,
Auf das der Strom der Zeit, der ew'ge, fällt!

An meinen J. A. H. zum Geburtstag.

Wohl waren's Träume nur in jenen Tagen,
Als unſre Herzen, jung und unbefangen,
Zuerſt der Liebe ahnendes Verlangen
Umſchlich mit leiſer Sehnſucht ſtummen Klagen.

Noch waren nicht des Lebens ernſte Fragen
Mit ihrer Wirklichkeit an uns ergangen —
Nein, an der Hoffnung jugendlichen Wangen
Sah'n wir der Liebe roſ'gen Morgen tagen.

Dir ward der Wünſche ſchönes Ziel beſchieden,
Die du gehegt ſo lange, ſtill, beſcheiden —
Und dich umweht nun Glück mit ſüßem Frieden.

O mögen deines Lebens hohe Freuden,
So oft noch dein Geburtstag kehrt hienieden,
Niemals, mein Freund, von deiner Seite ſcheiden!

Meinem Freunde G. R.

Mit einer Pracht-Ausgabe von Hauff's Lichtenstein.

Nur wenig kann ich dir, mein Guſtav, bieten,
Du weißt der Armuth Loos ward mir beſchieden,
Du weißt es wohl, mein lieber, beſter Freund;
Drum wag' ich's, beut' dir dieſes Buch zu reichen,
Nimm's hin als tiefer Regung ſchwaches Zeichen
Vom Freund, der treu es ſtets mit dir gemeint.

Oft lag's vor meinen Blicken aufgeſchlagen,
Oft hat ſein Zauber meinen Geiſt getragen
Weit über's Meer in's ſchöne Schwabenland;
Wie anders aber, wenn von ſeinen Seiten
Gebilde traulich dir entgegen gleiten,
An die dich knüpfet der Erinn'rung Band.

Verſunken wähnſt du dann im Geiſt zu ſchauen
Der Heimath Berge, Thäler, grüne Auen,
Des Neckars ſpiegelhelle Silberflut;
Auf Bergeshöhen alte Burg-Ruinen,
Auf deren halbverfall'nen grauen Zinnen
Vergoldend ſpielt der Abendſonne Glut.

Wenn ſo des Buches Inhalt dich entzücket,
Dann haſt du mich tiefinnerlich beglücket,
Dann haſt du mich, mein Guſtav, hoch erfreut—
Wohl habe ich es oft und tief empfunden:
Mein treu'ſter, beſter Freund, den ich gefunden,
Mein Guſtav iſt und bleibt für alle Zeit!

An Karl Heinzen.

Der Bergquell' gleichet dein Geſang—
Es brauſt hervor der Wogen-Drang
Mit Allgewalt,
Doch kalt!

Ode an Schiller.

November 10, 1859.

Könnt' ich ſingen was heute tief ich empfunden, o Schiller,
Heute, da hundert Jahre beflügelt entrauſchten dem Born der
Ewigkeit, ſeit dein Auge ſchaute des Lebens
Lächelnden Morgen.

Könnt' ich ſingen was heute tief ich empfunden, o Schiller,
Sollte mein Lied wie rollender Donner dich preiſen,
Aber vor deiner Größe bannt mich der Ehrfurcht
Heiliger Schauer.

Und in ſtiller Begeiſt'rung ſchau' ich zu dir voll Anbetung
Auf, deſſen Haupt von Glorien-Helle umgeben,
Deſſen gewaltig großen Genius fernhin
Heute man feiert.

Wo auch zeigte die Welt uns einen geweihteren Meiſter,
Deſſen Geſang melodiſcher klänge wie deiner?
Welcher gedrungen in die Herzen des Volkes
Tiefer, o Schiller!

Gleich dem Katarakt, welcher kraftvoll in gähnende Tiefen
Brauſend ſich ſtürzet, ſtürzteſt du Fluten gewaltig
Rauſchender Töne in die ſchweigende Tiefe
Unſers Jahrhunderts.

Nicht Deſpoten-Gewalt vermochte zu hemmen die Strömung
Deiner Begeiſt'rung; haſt auf das Zeitrad gegoſſen
Deines gewalt'gen Geiſtes feurige Denkkraft,
Weltenerſchütternd.

Doch ſchweifwedelndem Adel haſt du verwehret zu ſonnen
Sich in den Strahlen deiner erhabenen Muſe —
Auf dem Altar des Volkes haſt du geopfert
Deine Geſänge.

O sie klingen so lieblich, diese harmonischen Weisen,
Tragend die Spuren schöner und edler Empfindung,
Spottend des finstern Schicksals, drinnen sie keimten,
Feierlich tönend.

Auf dem leisen Gefieder würd'ger Erkenntniß getragen
Hallen sie in der Erde entferntesten Gauen
Feierlich, und wer ihnen jemals gelauschet
Krönet dich, Schiller.

Ewig also, wie deiner Muse Gestalten fortleben,
Wird auch dein hoher Name gefeiert stets werden —
Würdiger schmückte Keines Stirne der Lorbeer,
Schiller, wie deine!

Deutsch-Amerikanisches Volks-Lied.

(Dieses Lied war vom Verfasser zu der ausgeschriebenen Preis-Bewerbung nach New-York gesandt worden.)

Das weiß ein deutsches Herz zumeist
Was Knechtschaft ist und Freiheit heißt —
Die Knechtschaft herrscht im Vaterland,
Die Freiheit blüht an diesem Strand.
Und weil wir dieses wissen eben,
So lasset hoch die Freiheit leben,
Mit ihr Amerika —
Hurrah!

Das ist das große, freie Land,
Wo Keiner sich betrogen fand,
Der Strebsamkeit im Busen trug,
Deß Herz für Recht und Freiheit schlug,
Der nicht der Noth sich feig ergeben —
Das große Land, laßt hoch es leben,
Das Land Amerika —
Hurrah!

Das freie Land, das iſt ein Land
Für deutſchen Fortſchritt und Verſtand,
Für deutſchen Fleiß, für deutſche Kraft,
Für deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft,
Für deutſchen Frohſinn, deutſches Streben—
Das freie Land, laßt hoch es leben,
Das Land Amerika—
Hurrah!

Das iſt das Land, groß, ſtark und frei—
O ſteht zu ſeiner Fahne treu!
Ein deutſches Herz, ein treues Herz
Bleibt ihr ergeben allerwärts,
Wenn Kampf ſie und Gefahr umſchweben—
Das ſtarke Land, laßt hoch es leben,
Das Land Amerika—
Hurrah!

Das ſchöne Land, fernhin bekannt,
Preist es als euer Heimathland,
Und wirkt und ſtrebt und ſchafft und ringt,
Des deutſchen Geiſtes Fackel ſchwingt!
Die Zukunft lohnet euer Streben—
Das ſchöne Land, laßt hoch es leben,
Das Land Amerika—
Hurrah!

Des Mädchens Klage.

(1857.)

Die Welt iſt ſchön, doch ſchöner noch das Leben,
Wenn es der Menſch nur recht zu nützen weiß —
Ein Jeder kann das Glück in ihm erſtreben
Vom Jüngling an bis zum bejahrten Greis;
Mit mir allein nur will ſich's nicht verſöhnen,
Mich blicket Erd' und Himmel troſtlos an —
Was nützt mich auch die Welt mit allem Schönen,
Find' ich darin nicht einmal einen Mann!

Faul bin ich nicht und bin es nie geweſen,
Das weiß am Ende Jeder in der Stadt;
Auch habe ich Romane nie geleſen,
Was manches Mädchen ſchon verdorben hat.
Bin launiſch nicht, nein, immer bin ich heiter,
Nennt Eine mir, die deß ſich rühmen kann,
Es gibt ſehr wen'ge in der Welt — doch leider
Verhilft dies all' mir nicht zu einem Mann!

Ich bin nicht zänkiſch und vergnügungsſüchtig
Und haſſe über Alles Kokett'rie;
Beſcheiden bin ich, ehrſam, ſtreng und züchtig,
Bau' Schlöſſer nicht im Reich der Phantaſie;
Mit Wenigem bin immer ich zufrieden,
Häng' keiner Leidenſchaft beſonders an —
Doch alles dies verhilft mir nicht hienieden
Zu meiner Wünſche höchſtem — einem Mann!

Die Schwätzerei, die ſchrecklichſte Untugend,
Die bei den Frauen — wie ein ew'ger Fluch —
Sich eingeniſtet und ſchon in der Jugend
Des Unheils häufig ſtiftete genug,
Lebt fern von mir als ewige Verbannte,
Der größte Abſcheu hat mir's angethan,
Daß ich mich losriß von ſolch nied'rer Bande —
Doch hilft dies all' mir nicht zu einem Mann!

Dumm bin ich nicht, hab' Schul' genug genoſſen —
Bin freilich überſchwänglich nicht gelehrt —
Bin nicht aus edelem Geſchlecht entſproſſen,
Doch meine Eltern ſind ſehr hoch geehrt.
Ich ſpiele nicht Klavier, hab' andre Künſte
Gelernt: als Hausfrau zog man mich heran —
Doch ach! was nützen alle die Verdienſte,
Verhelfen ſie mir nicht zu einem Mann!

Ich bin gehorſam, kann ſehr leicht mich fügen
Dem Willen eines vorgeſetzten Herrn —
Ich handle gerne Jedem zu genügen,
Die Falſchheit iſt und bleibt mir ewig fern.
Ich übe Vorſicht, nie bin ich voreilig,
Laſſ' niemals leiten mich von einem Wahn,
Und mein Verſprechen halt' ich ſtets getreulich —
Doch hilft dies all' mir nicht zu einem Mann!

Ich bin nicht häßlich... nein... wer wagt's zu ſagen?
Der Neid ſelbſt muß ſich dieſes zugeſteh'n —
Ich komme, Spiegel, dich darum zu fragen,
Ich bin allein, ich darf hinein ſchon ſeh'n —
Ach!... das Geſichtchen... wie die Augen blitzen...
So eine Taille noch kein Gott erſann —
Doch ach! was kann mich meine Schönheit nützen,
Verhilft ſie mir nicht bald zu einem Mann!

Doch fehlt mir Eins: ich bin ein armes Weſen,
Mir ward kein ird'ſches Kapital zu Theil —
Von dieſem Uebel werd' ich nie geneſen,
Denn Jeder ſucht in Geld und Gut ſein Heil.
Der Werth der Tugend wird nicht mehr erwogen,
Natur flieht ihre angewieſ'ne Bahn —
Die Neigung wird mit Mammon abgewogen
Und wahre Lieb' kennt ſelten nur ein Mann!

Des Königs Traum.

(1857.)

Auf weichem Pfühl ſchlief ruhig
Der König, ein Schrecken der Zeit,
Er ſchlief, ermüdet vom Schwärmen,
Er ſchlief, nicht ahnend ein Leid.

Da ſtieg der Quälgeiſt der Träume
In's fürſtliche Schlafgemach
Und rief im Geiſte des Königs
Manche Erinnerung wach.

Er ſprach von vergangenen Zeiten,
Als ihn noch die Jugend beglückt,
Und wie er manch liebliches Mädchen
An ſeinen Buſen gedrückt.

Wie er im Kreiſe der Freunde
Geſungen, geſcherzt und gelacht,
Und er noch nicht geträumet
Von ſeiner einſtigen Macht.

Und wie ihn Alle geliebet,
Und wie ihm Alle ſo treu,
Und wie im Wechſel des Schickſals
Dies Alles vorüber jetzt ſei.

Und ſo in vertraulichem Tone
Erfaßt' er die fürſtliche Hand
Und führt' ihn hin an das Fenſter
Und wies ihm ſein herrliches Land.

Da ſchauderte mächtig zuſammen
Der König, es faßt' ihn Grau'n,
Denn nicht mehr war Alles wie früher
Im weiten Lande zu ſchau'n.

Nicht waren mehr Felder und Wieſen,
Die früher ſo lieblich und ſchön,
Nicht waren mehr Dörfer und Städte
Im ganzen Lande zu ſeh'n.

Nicht waren mehr herrliche Wälder,
Nicht gab es mehr edeles Wild,
Nicht war mehr ein Garten zu ſchauen,
Nicht gab's mehr ein Blumengefild.

Nicht war mehr ein luſtiges Treiben,
Nicht tönte mehr fröhlicher Sang,
Nicht blühten mehr feurige Reben
Dem herrlichen Strom entlang.

Nicht gab's mehr ein friedlich Gewerbe,
Nicht mehr einen Kaufmannsſtand,
Nicht war mehr ein einziger Hafen
Am ganzen Meeresſtrand.

Nicht ſchien mehr hernieder die Sonne,
Nicht war mehr der Himmel ſo blau,
Nicht wehten mehr liebliche Lüfte
Vom Süden durch's Land ſo lau.

Erſtorben, vernichtet, verödet
Lag ringsum die ganze Natur —
Ein Kirchhof mit zahlloſen Gräbern
Ward aus der geſegneten Flur.

„Ein Kirchhof, ein ewiger Kirchhof!
Erblicke dein Werk hier, Tyrann!
Erblicke die zahlloſen Gräber,
D'rin ſchlummert manch edler Mann!

„Den Boden zum Kirchhof geſchaffen,
Haſt ſtets dein Volk du gehaßt,
Die Künſte zu Grabe getragen
Und Reichthum und Ehre verpraßt!

„Die Wissenschaft hast du geopfert
Im taumelnden Uebermuth;
Die Armen ließest du hungern,
Vergossest, ein Wüthrich, viel Blut!

„Verheertest mit launischem Willen
Gewerb' und Handel im Land —
Und hast mit prahlendem Stolze
Verwüstet, gemordet, gebrannt!

„Hast Nächte hindurch geschwelget
Mit deinen Ministern beim Wein,
Und hast geschändet manch junges
Und schüchternes Mägdelein!

„Und hat dir vom Volke ein Kühner
Mit schweren Worten gedroht,
So ließest du, unbarmherzig,
Ihn jämmerlich martern zu Tod!

„Am Ziel deiner blutigen Reise
Bist du nun, du finstrer Regent,
Drum fasse dich — wie du gelebet,
So scheußlich sei auch dein End'!"

Und sieh, es verschwand der Traumgott,
Den König weckt' ein Ton —
Es waren die finsteren Worte:
„Tyrann!" und „Revolution!"

Fragment.

(1857.)

Um Campden's üppig grüne Auen
Vom Kampfgewühl der Boden dröhnt,
Zum Himmel hoch, dem ewig blauen,
Der Ruf: „Tod oder Freiheit!“ tönt.
Ha! welche Luſt, die Schaar zu ſchauen,
Die muthig das Geſchick verhöhnt —
Beſeelt vom Eifer, der nicht kaltet,
Trotzdem es drohend ſich geſtaltet!

Es krachen, donnern die Geſchütze,
Der Pulverdampf hüllt ein die Schlacht
Und nur des Todes Feuerblitze
Erhellen des Verderbens Nacht.
Des Feindes Troſt, die einz'ge Stütze,
Lebt in der großen Uebermacht
Gekaufter und gedung'ner Sklaven —
Doch tapfer kämpfen ſie, die Braven.

O fliehet, flieht aus dieſem Streite,
Das Schickſal höhnet euern Muth!
Schon dürſtet man mit kalter Freude
Nach euerm heiß gewordnen Blut —
„De Kalb!“ o rette deine Leute,
Nicht ſiegt des Eifers blinde Wuth —
Doch ſchon zu ſpät kämpft noch verwegen
Ein Helden-Corps dem Tod entgegen!

Im Frühling.

(1857.)

Und kommt der Frühling und es blühen
Die Blümlein auf dem Feld,
Dann möcht' ich wandern, möcht' ich ziehen
Wohl in die weite Welt.

Doch ach! umsonst sind meine Klagen,
Umsonst mein stilles Fleh'n —
Dem heißen Wunsch muß ich entsagen,
Die weite Welt zu seh'n;

Denn acht Geschwistern, einer Mutter
Bin einz'ge Stütze ich —
Der Aelteste, als Sohn und Bruder,
Traf Pflicht und Sorge mich.

Doch mag ich auch zuweilen murren,
Stets thu' ich meine Pflicht —
Ich drechsle, lass' die Spindel schnurren,
Schweiß rinnt mir vom Gesicht.

Maid und Waldvögelein.

(1857.)

Waldvögelein, Waldvögelein,
Was macht der Liebste mein?
„Du kommst gar spät, o liebe Maid —
Er hatte um dich großes Leid."

Waldvögelein, Waldvögelein,
Blieb treu der Liebste mein?
„Darum, o Maid, hat's keine Noth —
Er schwur dir Treu' bis in den Tod."

Waldvögelein, Waldvögelein,
Wo iſt der Liebſte mein?
„Du findeſt ihn, lieb Mägdelein,
Im Himmel bei den Engelein.“

Waldvögelein, Waldvögelein,
Wann werd' ich bei ihm ſein?
„Wenn Lenzes Blümlein wieder blüh'n,
Dann wirſt du zum Geliebten zieh'n.“

Die Blümlein, ja die Blümlein.

(1857.)

Die Blümlein, ja die Blümlein,
Die in dem Thale ſteh'n,
Wie duften ſie ſo lieblich,
Wie blühen ſie ſo ſchön,
Wenn in des Lenzes Tagen
Die warmen Winde weh'n.

Der Herbſtwind, doch der Herbſtwind,
Zieht er durch's Thal einher,
Dann werden ſie ſo traurig,
Das Haupt wird ihnen ſchwer,
Sie neigen ſich zur Erde
Und blühen nimmermehr.

Die Liebe, doch die Liebe,
Die wahre, nie verblüht,
Wenn auch der Sturm des Schickſals
Das Leben rauh durchzieht,
Sie keimet tief im Herzen,
Wo ſie kein Auge ſieht.

Der alte Todtengräber.

(1857.)

Es ſaß der Todtengräber
Auf einem Leichenſtein
In kalter Nacht. Es glänzte
Sein Haar im Mondenſchein.

Da tönt' die Geiſterſtunde
Vom Kirchthurm dumpf herab,
Als plötzlich ſich geöffnet
Gar manches alte Grab.

Und längſt geſtorb'ne Weſen,
Entſtiegen dunkler Nacht,
In langen Reihen traten
Sie vor den Alten ſacht,

Und flüſterten vertraulich
Und ſprachen heimlich leis
Von geiſterhaften Dingen
In's Ohr dem müden Greis —

Und als Aurora thronte
Am Horizonte roth,
Lag längſt auf kaltem Steine
Der Todtengräber todt.

Der Einſiedler.

(1857.)

Tief in des Waldes Mitte
Steht eine niedre Hütte
Auf einem Felſenſtein;
Des Epheu's Zweige ranken
Entlang den rauhen Planken
Und hüllen in ein Blätter-Meer ſie ein.

Es rieſelt eine Quelle
Vorbei dem Fels ſo ſchnelle
Und ſchlängelt durch den Wald,
Doch grenzt daran ein Garten,
Darinnen iſt, zu warten,
Ein Greis von Silberlocken ſanft umwallt.

Wenn ſich der Tag will neigen
Und alle Stimmen ſchweigen
Ringsum im dichten Wald;
Wenn nur des Laubs Geknifter
Und Bächleins leis Geflüſter
Noch hörbar iſt, das friedlich weiter wallt,

Dann ſteckt er feſt den Spaten
Und eilt auf rauhen Pfaden
Dem ſtillen Hüttchen zu —
Und wenn mit Trank und Speiſe
Er ſich geſtärkt und leiſe
Verrichtet ſein Gebet, geht er zur Ruh'!

So von der Welt geſchieden
Lebt hier der Greis in Frieden,
Den's Alter tief gebeugt.
Ihm hat mit vollen Händen
Der Lenz die holden Spenden
Schon mehr denn ſechzigmal gereicht.

Doch wer zu wiſſen ſtrebet,
Warum ſo ſtill er lebet,
Nur mangelhaft erfährt,
Daß Jene, die er liebte,
Sein Herz ſo tief betrübte,
Daß ihm die Einſamkeit nur Troſt gewährt.

Rendezvous im Walde.

(1858.)

Wenn abendliche Schatten niederſchweben
Und Heſperus am Himmel ſanft erglüht,
O dann erwacht in mir ein neues Leben,
Zum nahen Wald es mich gewaltig zieht.

Und durch das Thal, auf viel verſchlung'nen Wegen,
Eil' ich mit frohem, jugendlichem Sinn,
Bis über mir, in traulichen Gehegen,
Sich Zweig mit Zweig verſchlingt zum Baldachin.

Und wenn die Abendglock' in dumpfen Klängen
Im Thal verhallt und auf den wald'gen Höh'n,
Dann ſeh' ich in den dunklen Schattengängen
Der Liebſten Zeichen mir entgegen weh'n.

Und ach! der Sehnſucht reine, keuſche Triebe
Erwarten dieſe nächtlich ſtille Stund',
Wo einſam feiert unterſagte Liebe
Der Treue unerſchütterlichen Bund.

Mond-Nacht.

(1858.)

Wunderherrlich iſt's im Freien,
Lau und lieblich, wie im Süden,
Und es lacht
Durch die Nacht
Auf die Erd', wo Ruh' und Frieden,
Klar der Mond im Silberlicht.

Majeſtätiſch blickt er nieder
Auf die Berge, Thäler, Auen,
Und ſein Schein
Iſt ſo rein,
Nicht ein Wölkchen iſt zu ſchauen
An dem weiten Himmelsbogen.

Feier-Abend.

(1858.)

Im Roth verglühend neiget ſich die Sonne,
Im Golde wieget ringsum ſich die Flur —
O Lenzes-Abend, welche Götterwonne
Beutſt du dem Aug' im Tempel der Natur!

Vom Dorfe dort, in jenem Thalesgrunde,
Ertönt der Glocke feierlicher Klang,
Zum Aufbruch bringet ſie die frohe Kunde
Dem Landmann dort an jenes Berges Hang.

Zum Heimzug auf dem Felde Alles ſchreitet,
In Gruppen eilt das Volk dem Dorfe zu —
Die Heerde, die den Tag ſich müd' geweidet,
Treibt nun der Hirte auch zu ihrer Ruh'.

Die Blumen, die am Wege wuchernd ſprießen,
Der krümmend ſich vom Dorf durch's Thal erſtreckt,
Die ſieht man jetzt auch ihre Glöckchen ſchließen,
Bis ſie die Morgenſonne wieder weckt.

Der Vogel ſchlummert ſchon in ſeinen Zweigen,
Wohin er ſich ein Neſtchen hat gebaut —
Erloſchen iſt des Tages letztes Zeichen,
Es naht die Nacht, verſtummt iſt jeder Laut.

Das Mississippi-Grab.

(1858.)

An des Mississippi Ufer
Saß mit magerm Angesicht,
Müd' und matt, ein alter Sklave,
Blickend in der Sonne Licht.

Mit tiefinnerlicher Wehmuth
Jammert' der bejahrte Greis,
Sprach mit altersschwacher Stimme,
Sprach mit Zittern, Beben leis:

„Siebzig lange, lange Jahre
Hat mein Auge dich geseh'n,
Sah wie du am Himmel glänztest,
Sah dich auf- und niedergeh'n!

„Sandtest auf den Sklavenjungen
Schon den heißen Strahl herab,
Senke drum auch deine Gluten
Auf des greisen Sklaven Grab!"

Düstern Blicks stand auf der Alte
Von der Matte lichtem Grün
Und ging näher zu des Flusses
Flutbespültem Rande hin.

Kraftvoll hob er seine Stimme,
Daß es jenseits widerhallt':
„Fluch euch weißen Häuten allen,
Fluch euch Jung und Fluch euch Alt!

„Fluch euch herrischen Despoten,
Fluch Tyrannen euerm Haupt!
Fluch euch, die ihr frevelnd mächtig
Unsrer Freiheit uns beraubt!

„Fluch euch Herren im Palaste,
Die ihr stolz herniederschaut
Auf uns Menschen und uns knechtet
Wegen unsrer schwarzen Haut!

„Fluch euch, die ihr nicht erkennet
Unser heilig Menschenrecht!
Fluch euch, die ihr Handel treibet
Mit uns Menschen ungerecht!

„Fluch euch, die ihr unsre Kräfte
Braucht, als seien Vieh wir nur!
Fluch euch, die ihr schwingt die Peitsche
Wie bei viehischer Natur!

„Möge sich mein Fluch bewähren
An dir, falsche Menschenbrut,
Bis die große Schuld gesühnet!"
Sprach's und stürzt' sich in die Flut.

Länger werden schon die Schatten
Und der Abendsonne Glut
Spiegelt sich im Goldesglanze
Auf des Mississippi Flut.

Wie wenn nichts geschehen wäre,
Eilet sie dem Süden zu,
Doch auf feuchtem Boden schlummert
Müd' ein Greis die ew'ge Ruh'.

Schlummert da in Ruh' und Frieden,
Ueber ihn die Wellen zieh'n,
Die sich an dem Strande brechen
Dumpf in Grabes-Melodie'n.

Marco Bozzarri.

(1858.)

Es war um die Stunde der Mitternacht,
Da ſchwelgte der Türk' in Träumen
In den duftgeſchwängerten Räumen
Des Zeltes, von Unterthanen bewacht.
Es hatte das Glück ihm freundlich gelacht:
Schon ſah er die Sieges-Trophäen
Im Geiſte flattern und wehen.

Schon ſah er Marco Bozzarri, den Held,
Den tapferſten aller Griechen,
Zu ſeinen Füßen liegen,
Um Gnade bettelnd, auf offenem Feld —
Doch ſteter Wechſel iſt's Loos dieſer Welt,
Die Wahrheit nur liegt im Realen
Und Täuſchung im Idealen!

Der träge Zeiger der Zeit war kaum
Gerückt um eine Stunde,
Da weckte Geſchrei aus der Runde
Den Türken aus ſeinem hochfliegenden Traum
Und von des Lagers weichem Flaum
Fuhr, mit entſetztem Blicke,
Er angſtumfangen zurücke.

Das war Bozzarri, der Held, der ſchrie,
Daß den Donner er übertönte,
Von dem der Boden erdröhnte:
„Wer Muth nicht hat zu kämpfen, der flieh',
Doch floh ein edler Grieche nie,
Wo's galt, ſein Bischen Leben
Für's Vaterland hinzugeben!"

„Ihr kämpft für Freiheit, für Religion
Und eure geheiligten Rechte,
Nicht seid ihr gedungene Knechte,
Die kämpfen um einen schmutzigen Lohn —
Drum muthig in's Feuer, denn Griechenlands Sohn
Will lieber im Kampfe sterben,
Als in der Knechtschaft verderben!"

Das war der höchsten Begeist'rung Laut,
Der hallte so mächtig wider
Aus jedem Herzen, das bieder
Der Gunst des nahenden Schicksals vertraut —
Und die Hoffnung, die in die Zukunft geschaut
Mit sehnsuchtsvollem Bemühen,
Sah Griechenlands Freiheit erblühen.

Und wie Leonidas' wackere Schaar
Gekämpft in Thermopylä's Enge,
So stürzte die muthige Menge
Sich in das Gewühl, wo die Gefahr
Am drohendsten und am verderblichsten war,
Wo's galt, entweder zu siegen
Oder todt zu unterliegen.

Das war ein Jubeln, ein Lärmen, ein Schrei'n,
Ein Blitzen, Donnern und Krachen,
Als öffne der Hölle Rachen
Sich, um seinen Inhalt auszuspei'n —
„Dort sprenget die Flanke, durchbrechet die Reih'n —
Der Himmel erhalt' euch munter!"
So schrie Bozzarri darunter.

Es floß in Strömen daher das Blut,
Doch immer noch sah man kein Zeichen,
Das zum Frieden sollte gereichen —
Die ew'ge Parole war: „Feuer!" und „Muth!"
So der Verheerung Schlange, voll Wuth,
Zog über des Schlachtfelds Auen,
Entsetzen erregend und Grauen.

Doch als Aurora im Roſengewand
Den Tag in die Welt geleitet
Und der Sonnenwagen verbreitet
Sein ſtrahlendes Licht über Meer und Land,
Da hatte des Schickſals eiſerne Hand
Den blutigen Kampf zum Frieden,
Zu Gunſten der Griechen entſchieden.

Doch auf des Schlachtfelds blutigem Grund,
Von vielen Getreuen umgeben,
Da floß das theuerſte Leben,
Das Leben Bozzarri's aus mancher Wund',
Ein Lächeln umſpielte noch ſeinen Mund,
Das zeigte von innerem Frieden —
Dann iſt er von dannen geſchieden.

O Tod, du ewiges Machtgebot,
Auf der Peſtilenz giftigen Schwingen
Magſt Länder du durchdringen
Und hinter dir laſſen Verderben und Noth,
Dein Stachel bedroht nicht den Patriot,
Denn ewig lebt er im Gedichte
Und in der Weltgeſchichte!

Thron und Kerker.

(1858.)

I.

Der Fürſt und ſein Miniſter
Die ſitzen bei dem Wein
Und ſchenken ſich ſehr fleißig
Vom edlen Nektar ein.

Sie plaudern viel zuſammen,
Sie ſprechen allerhand,
Doch nicht ein einzig Wörtchen
Von Volk und Vaterland.

Und Mancher, der zu fleißig
Auf's Wohl des Fürſten trank,
Den wirft ein Rauſch gewaltig
Wohl unter Tiſch und Bank.

Doch währenddem hier ſchwelget
Des Landes Herrſchermacht,
Wird anderswo mit Liebe
Des Volkes Wohl gedacht.

II.

Im tiefen, tiefen Kerker,
Wo ſich der Sonne Licht
In kümmerlichen Strahlen
An Eiſenſtäben bricht —

Da liegt, in ſchwere Feſſeln
Den Körper feſtgebannt,
Ein Mann, der laut auflammert
Um's theure Vaterland.

Des Volkes Wohl — die Freiheit,
Die einſtens ihm gelacht,
Hat zwiſchen dieſe Wände
Des Elends ihn gebracht.

Doch noch von ihr begeiſtert,
Vergißt er allen Schmerz,
Und unter ſeinen Feſſeln
Da ſchlägt ein Mannes-Herz.

Zweiſylbige Charade.

In Helvetiens ſchönen Gauen
Kannſt du mich als Erſtes ſchauen
An des Aarſtroms Felſenſtrand —
Weiß aus alten, grauen Zeiten
Meinen Namen herzuleiten:
Ward nach wildem Thier benannt.

Mich als Zweites kannſt du finden
Allerwärts in Thälern, Gründen,
Bächen, Flüſſen, auf der Flur,
Fern im Süden, fern im Norden,
Kurzum, mich ſchuf aller Orten
In dem Zeitenlauf Natur.

Mich als Ganzes zu errathen
Iſt nicht ſchwer; an den Geſtaden,
Wo der Oſtſee Flut ſich bricht,
Sucht man mich — In mir zuerſt gefunden
Ward der Funke, der in zwei Sekunden
Um die ganze Erde fliegt.

DEC 20 1943

[redacted]

[redacted]